

Erwerbstätigkeit der Frau und Alltagsbefinden von Ehepartnern im Zeitverlauf*

The wife's employment status influences the partners' subjective well-being:
A time sampling study

HERMANN BRANDSTÄTTER UND WOLFGANG WAGNER

Universität Linz

34 Ehepaare, verschieden nach Alter, Bildung, Beruf und Erwerbsstatus der Frau, notierten 28 Tage lang etwa viermal täglich zu Zufallszeitpunkten ihr Befinden, Erklärungen ihres Befindens und ihre momentane Situation (Ort, Tätigkeit, anwesende Personen). Im Vergleich von Frauen und Männern in Ein- und Zweiverdienerfamilien fühlten sich die erwerbstätigen Frauen über den gesamten Tagesverlauf am schlechtesten. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß dies auf die doppelte Belastung durch die Arbeit außer Haus und zu Hause zurückzuführen ist. Auch das Wohlbefinden ihrer Ehemänner ist dadurch beeinträchtigt. Nur die Männer von «Hausfrauen» fühlten sich gegen Feierabend im allgemeinen zunehmend besser. Die gegenseitige emotionale Beeinflussung war stärker bei Paaren mit erwerbstätiger Ehefrau, so daß auch das Befinden der Partner häufiger übereinstimmte. Eine Einstellungsänderung vor allem des Mannes als Voraussetzung einer besser ausgewogenen Arbeitsteilung im Haushalt von Zweiverdienerfamilien könnte, so ist zu vermuten, das Wohlbefinden beider Partner steigern.

Einleitung

Das Anliegen dieser Arbeit ist es, die Alltagserfahrungen von Ehepaaren in Abhängigkeit vom Erwerbsstatus der Frau zu analysieren und daraus Anregungen für eine bessere Koordination von Erwerbsarbeit und Gestaltung des Familienlebens zu gewinnen.

So selbstverständlich die Annahme einer Wechselwirkung zwischen Arbeits- und Familienleben erscheint, so wenig ist sie erforscht. Gutek, Nakamura und Nieva (1981) diskutieren die Gründe, die ihrer Meinung nach einer gemeinsamen Erforschung dieser beiden Lebensbereiche und ihrer ge-

34 married couples, varying in age, education, occupation and employment status of the wife, recorded their momentary mood, subjective explanations of their mood, and characteristics of the situation (locality, activities, and persons present) at randomly selected points in time during consecutive 28 days. The wives of dual-earner couples had remarkably lower mood scores than the housewives, very likely because of the higher work-load given with their dual responsibilities at the work place and in the family. Their husbands' mood scores, too, were lower and did not improve in the evenings, whereas the mood scores of husbands, whose wives were not employed, did improve with the end of work in the evening. There was a stronger emotional interdependence between husband and wife in the dual-earner couples. The data suggest that husbands of employed women could improve their wives' as well as their own well-being by sharing the household duties more equitably.

genseitigen Beeinflussung entgegenstehen. Das wichtigste Hemmnis sehen sie darin, daß Erwerbsarbeit a priori als männliche, Haus- und Familienarbeit dagegen als weibliche Domäne betrachtet und theoretisch eingeordnet werden. Die große Mehrzahl bisheriger industrie- und organisationspsychologischer Arbeiten beziehe sich auf männliches Management-Verhalten, die Motivation männlicher Arbeiter und Angestellter und auf Gestaltungsprobleme männlicher Arbeitsbereiche. Familien- und Haushaltsarbeit seien im Gegensatz dazu weitgehend der Familien- und Entwicklungspsychologie zugeordnet, die die Bedeutung weiblicher Tätigkeiten für Familie und Kinder betone. Daraus folge, daß die meisten Forscher nicht nach Zusammenhängen zwischen den beiden scheinbar so disparaten Bereichen fragten. Erst in den letzten zehn Jahren hat sich die Forschungssituation gebessert – nicht zuletzt durch die wissenschaftlichen Bemühungen der feministischen Bewegung (z.B. Evans & Bartolomé, 1984; Höpflinger, Charles & Debrunner, 1991) und durch die insgesamt verän-

derte gesellschaftliche Situation, die durch zunehmend stärkere Beteiligung der Frauen am Erwerbsleben charakterisiert ist.

Wie Erwerbsarbeit und Arbeit zu Hause aufgeteilt und aufeinander abgestimmt werden können, ist vor allem dann ein Problem für ein Ehepaar, wenn sowohl Ehemann als auch Ehefrau erwerbstätig sind. Dies ist zunehmend häufiger der Fall. Die Gründe dafür sind weniger in finanziellen Notwendigkeiten und finanziellen Anreizen zu suchen als in einer Änderung der Rollen von Mann und Frau (Levine, 1993). Dieser gesellschaftliche Wandel zeigt sich u. a. in einer höheren Bildung und beruflichen Qualifikation der Frauen, auch in ihrem stärkeren Verlangen nach Unabhängigkeit, vielleicht in Verbindung mit einem geringeren Zutrauen in die Stabilität der Ehe.

Es ist aber nicht zu übersehen, daß erwerbstätige Ehefrauen mehr als ihre Männer, die sich dafür oft weniger zuständig fühlen, durch die Hausarbeit und Kinderbetreuung zusätzlich belastet sind. Dies trägt wesentlich dazu bei, daß Frauen oft sogar interessante und anspruchsvolle Berufsarbeit aufgeben, wenn sie Kinder bekommen, aber auch dazu, daß sie weniger häufig in höhere Positionen aufsteigen, wenn sie berufstätig bleiben.

Wechselseitige Einflüsse von Arbeits- und Familienleben

Auch wenn beim modernen Menschen Familien- und Arbeitsleben zwei relativ getrennte Bereiche darstellen, sagen doch Alltagserfahrung wie differenziertere wissenschaftliche Überlegungen, daß sich diese Bereiche sowohl gegenseitig beeinflussen, als auch von gemeinsamen Bedingungen, darunter vor allem von der Struktur der Persönlichkeit und der Struktur der Partnerschaft, beeinflusst werden. Für die wechselseitige Abhängigkeit des Befindens in diesen beiden Lebensbereichen wurden hauptsächlich zwei Arten des Wirkzusammenhangs postuliert (Faunce & Dubin, 1975): (a) das Übertragungsmodell («spill-over» oder «carry-over model»), und (b) das kompensatorische Modell («compensatory model»). Das erste Modell nimmt an, daß die am Arbeitsplatz eingespielten Handlungs- und Erlebnisweisen auch die Gestaltung der Freizeit und die damit verbundenen Erfahrungen prägen. Im Gegensatz dazu vermutet das kompensatorische Modell, daß Menschen in ihrer Freizeit einen Ausgleich

für die Beschränkungen und Belastungen der Arbeit suchen und finden. Die zur Überprüfung dieser beiden Modelle durchgeführten empirischen Tests konnten allerdings keines der beiden einfachen Modelle eindeutig unterstützen (z.B. Pond & Green, 1983), dies wohl auch deshalb, weil man außer acht gelassen hat, daß auch die Übertragung des Befindens im privaten Bereich auf das Befinden am Arbeitsplatz zu untersuchen wäre.

Tatsächlich sind die beiden Modellvorstellungen nicht unabhängig voneinander, denn auch das Kompensationsmodell setzt voraus, daß eine Übertragung des Befindens stattfindet, bevor es durch den anderen Lebensbereich kompensiert werden kann. Ferner erkennt man, wenn man die beiden Modelle auf Arbeit und Freizeit von Ehepartnern anzuwenden versucht, daß sich die Analyse nicht auf die Erfahrungen eines Individuums beschränken kann, da jeder Partner auf das Befinden des anderen Einfluß nimmt und vom Befinden des anderen beeinflusst wird. Erweitert man die oben genannten Modellvorstellungen für den außer Haus arbeitenden Mann um den interpersonellen «Faktor» Ehefrau (für den Fall einer traditionellen Familie bestehend aus einem arbeitenden Ehemann und einer Hausfrau), dann gehen in das Kompensationsmodell die derzeit aktuellen Vorstellungen über *sozialen Rückhalt* ein. Dieses Modell beschreibt, wie sozialer Rückhalt (in der Familie und bei Freunden) hilft, Streß am Arbeitsplatz besser zu bewältigen (Schwarzer & Leppin, 1988; Suchet & Barling, 1986). Allerdings gilt diese Vorstellung nicht immer, wie Jackson und Maslach (1982) für Polizeibeamte und deren Familien zeigen. In ihrer Stichprobe hatte hoher beruflicher Streß die Wirkung, daß sich die Männer eher aus der Familie zurückzogen, kein Interesse für Familienangelegenheiten zeigten und schließlich eine für beide Partner wenig befriedigende Ehe führten.

Für den Fall einer traditionellen Einverdiener-Familie (E-Familie) ist dieses Modell relativ leicht nachzuvollziehen. Wie gestaltet sich aber der soziale Rückhalt in der Familie, wenn Mann und Frau einer Erwerbsarbeit nachgehen? Bei Zweiverdiener-Ehepaaren (Z-Familien) sind beide Partner auf diesen Rückhalt angewiesen, wenn Streß und Unbehagen aus dem Arbeitsalltag zu Hause kompensiert werden sollen (Crompton, Hantrais & Walters, 1990). Die in der Literatur angeführten Befunde zu Zweiverdiener-Ehepaaren sind nicht sehr eindeutig. Im folgenden werden einige Literaturbefunde zum Befinden der Hausfrau, der außer Haus arbeitenden

* Die Autoren danken Alfred Einfalt, Regina Gelowic, Edith Hauer, Ulrike Richter, und Birgit Steinbacher für Mithilfe bei der Erhebung der Daten, Franz Auinger für die Koordination der Datenerhebung und Gernot Filipp sowie Veronika Papula für die Durchführung der statistischen Berechnungen. Erich Kirchler gebührt Dank für Beratung bei der Versuchsplanung und kritische Durchsicht des Berichtsentwurfs. Finanziert wurde die Studie vom österreichischen Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie.

Ehefrau und des außer Haus arbeitenden Ehemannes vorgestellt.

Die Hausfrau

In einigen Studien zeigen Ehepartner traditioneller Familien mit eindeutig definierten und voneinander abgegrenzten Rollen für Mann und Frau die höchsten Zufriedenheitswerte (Brandstätter, 1983; Brandstätter, Barthel & Fünfgelt, 1984; Brandstätter, Kirchler & Wagner, 1987; Wagner, Kirchler & Brandstätter, 1984), in anderen sind es die Partner egalitärer Familien (Gray-Little & Burks, 1983). Diese oft anzutreffende Widersprüchlichkeit in den Studien über familiäres Wohlbefinden und Ehezufriedenheit dürfte nicht zuletzt durch den sozio-kulturellen und demographischen Hintergrund der Familien beider Typen verursacht sein (Wagner, Kirchler, Clack, Tekarslan & Verma, 1990). Auch zeigen einige Studien, daß in egalitären Familien, die durch eine geringe Rollendifferenzierung charakterisiert sind, die Mitwirkung der Ehemänner in Hausarbeit und Kindererziehung häufig einen zusätzlichen Streßfaktor für die Frau darstellt. Einerseits äußern Hausfrauen Unzufriedenheit, wenn sie z.B. nach einer Entbindung feststellen müssen, daß die häusliche Mitarbeit ihrer Ehemänner nicht dem erwarteten Ausmaß entspricht (Ruble, Fleming, Hackel & Stangor, 1988); andererseits zeigen Ehefrauen von Männern, die besonders intensiv in Haushalt und Kindererziehung mitarbeiten, deutlich geringere Lebenszufriedenheit und höhere Selbstkritik an ihren häuslichen Fähigkeiten (Baruch & Barnett, 1986a). Das geht Hand in Hand mit dem Befund, daß die mitarbeitenden Männer der Hausarbeit ihrer Frauen kritischer gegenüberstehen.

Die erwerbstätige Frau

Häufig wird die Situation der außer Haus arbeitenden Frau unter dem Aspekt des Rollenkonflikts analysiert. Die gleichzeitige Erfüllung der Erwerbsarbeitsrolle und der Rolle von Hausfrau und Mutter zeitigt sowohl negative als auch positive Konsequenzen. Im allgemeinen scheint Erwerbsarbeit zumindest nach US-amerikanischen Untersuchungen nicht mit geringerem, mitunter sogar mit höherem Wohlbefinden und Selbstwertgefühl einherzugehen (Barnett & Baruch, 1985; Baruch & Barnett, 1986b;

Kessler & McRae, 1981). Europäische Arbeiten zeigen aber, daß die Befindenskonsequenzen für die arbeitende Frau stark durch ihre soziale Schichtzugehörigkeit modifiziert werden. Demnach geht die Arbeitsrolle für Frauen aus höheren sozialen Schichten eher mit gesteigertem Wohlbefinden einher als die Arbeitsrolle von Frauen niedrigerer Schichten (Haring & Stock, 1984). Das Bild wird noch vieldeutiger, wenn neben der Erwerbsarbeit auch familiäre Rollen erfüllt werden müssen. Arbeitende Mütter, vor allem wenn sie besser ausgebildet sind, geben ein höheres Wohlbefinden an als schlechter ausgebildete und nicht arbeitende Mütter (Bertram & Bayer, 1984). Warr und Parry (1982) erwarteten für Frauen unter folgenden Bedingungen die größte Befriedigung durch Erwerbsarbeit: starkes Interesse an Erwerbsarbeit, geringe Attraktivität der häuslichen Umgebung und ansprechende Arbeitsrolle. In einer Art von Meta-Analyse von 38 einschlägigen Studien fanden sie, allerdings mit recht problematischen Operationalisierungen dieser drei Bedingungen, eine gewisse Bestätigung für ihre Vermutungen.

Zweifellos sind die mit Interviews oder Fragebogen erfaßten Befindens- und Zufriedenheitsdaten stark durch die Rollenauffassung der Ehepartner beeinflusst. Je traditioneller die Geschlechtsrollen von den Partnern wahrgenommen werden, um so stärker belastet der Konflikt zwischen außer- und innerhäuslicher Rolle der Frau ihr Befinden und die Ehezufriedenheit (Beutell & Greenhaus, 1983, für eine Stichprobe studierender Ehefrauen; Suchet & Barling, 1986). Wenn die Frauen bei ihren Partnern Rückhalt finden, können aber die negativen Folgen des Rollenkonflikts für das Befinden gemildert werden (Hirsch & Rapkin, 1986; Suchet & Barling, 1986).

Der Ehemann einer erwerbstätigen Frau

Die Konsequenzen für das familiäre Befinden und die Arbeitszufriedenheit des Mannes einer außer Haus arbeitenden Ehefrau werden in der Literatur seltener erwähnt. Es scheint, daß Arbeitszufriedenheit, Berufsengagement und Lebenszufriedenheit von Männern beeinträchtigt werden, wenn ihre Frauen außer Haus arbeiten (Gould & Werbel, 1983; Kessler & McRae, 1982). Dieser Effekt wird von Staines, Pottick und Fudge (1986) darauf zurückgeführt, daß in den Männern der Eindruck entsteht,

ihrer Rollenpflicht als Familienerhalter nicht nachkommen zu können. Diese Begründung dürfte am ehesten für Familien zutreffen, in denen die Frau aus wirtschaftlicher Notwendigkeit und nicht aus Interesse einer Erwerbsarbeit nachgeht.

Die vorliegenden Arbeiten zu den Wirkungen der Erwerbstätigkeit verheirateter Frauen auf die Beteiligung an Hausarbeit und Kinderbetreuung lassen keinen Zweifel daran, daß die Erwerbstätigkeit außer Haus nur mit einer geringen Entlastung durch die Ehemänner bei der Hausarbeit und Kinderbetreuung (zusammengefaßt als «Familienarbeit») verbunden ist. Wie sich die Erwerbstätigkeit von Ehefrauen auf deren Befinden in den verschiedenen Situationen von Arbeit und Freizeit zu Hause und außer Haus auswirkt, dazu sind die Befunde und Interpretationen jedoch widersprüchlich. Hier kommt es auf zusätzliche Bedingungen an, darunter vor allem auf das Rollenverständnis der Ehepartner und die damit variierende Bereitschaft der Männer, sich an der Hausarbeit und Kinderbetreuung zu beteiligen, und – nicht unabhängig davon – auf das Bildungsniveau der Frau, das ihr mit zunehmender Höhe auch attraktivere Berufstätigkeiten zugänglich macht. Ob eine Angleichung des Bildungsniveaus der Frauen an das traditionell höhere Bildungsniveau der Männer dazu führt, daß sich erwerbstätige Frauen zunehmend besser fühlen als Hausfrauen, läßt sich aber nicht hinreichend überzeugend vorhersagen. Einerseits müßte ein höheres Bildungsniveau der Frau eine höhere Zufriedenheit mit der dann auch qualifizierteren Erwerbstätigkeit zur Folge haben, wenn man einmal davon absieht, daß es auch für höher qualifizierte Frauen schwierig sein kann, eine ihrer Qualifikation entsprechende Position zu erreichen. Andererseits kann die Angleichung des Bildungsniveaus von nicht wenigen Männern als Gefährdung ihres traditionellen, wenn auch kulturell überholten Führungsanspruchs erlebt werden. Dadurch könnten Harmonie und Stabilität der Ehe beeinträchtigt werden. Dies müßte sich auch negativ auf das Befinden der Frauen auswirken, und zwar nicht nur auf das Befinden im Bereich der Familie, sondern wegen der wechselseitigen Beeinflussung der Bereiche auch auf das Befinden bei der Erwerbsarbeit. Besonders problematisch wären danach Ehen, in denen die Frau ein höheres Bildungsniveau erreicht hat als der Mann.

Explorativer Charakter der Studie

Wie unterschiedlich Familienarbeit und Erwerbsarbeit unter den Partnern aufgeteilt werden, wie Erholung zu Hause und außer Haus von Ehepaaren erlebt werden und wie sie sich in ihrem Befinden gegenseitig beeinflussen, wenn die Frauen mitverdienen oder als Hausfrauen tätig sind, schließlich wie diese Unterschiede im Zeitaufwand, im situationsspezifischen Befinden und in der wechselseitigen Beeinflussung des Befindens zu erklären sind, sind die Hauptfragen der vorliegenden Studie.

Drei Momente der Forschungssituation haben uns veranlaßt, unsere Studie mehr auf Exploration des Erfahrungsbereiches als auf eine Testung von vorweg formulierten Hypothesen abzustimmen. Es sei einmal von der Prognose abgesehen, daß Männer selbst dann nur wenig zur Hausarbeit und Kinderbetreuung beitragen, wenn ihre Ehefrauen erwerbstätig sind, was zu einer stärkeren Belastung der erwerbstätigen Frauen führen muß. Im übrigen gibt es ebenso viele theoretische Gründe und empirische Befunde, die für und die gegen ein besseres Befinden erwerbstätiger Frauen und deren Ehemänner sprechen. Außerdem lassen sich Hypothesen, die eine Differenzierung nach Rollenverständnis, nach Bildungsniveau oder Partnerdifferenzen im Bildungsniveau und nach der Qualität der Erwerbstätigkeit verlangen, mit einer methodenbedingt kleinen Stichprobe von Ehepaaren nicht testen. Schließlich ist zu bedenken, daß wir mit dem Befindenstagebuch eine Methode verwenden, für die in der Anwendung auf Ehepartner bisher kaum Erfahrungen vorliegen. Auch dies spricht mehr für Exploration als für Hypothesentestung.

Vorzüge der Tagebuchmethode

Die Methode der Datengewinnung hat sicher einen wesentlichen Einfluß auf die Ergebnisse. Interviews und Fragebogen, die in den bisherigen Untersuchungen fast ausschließlich verwendet wurden, verführen zu Antworten, die oft mehr den gängigen Vorstellungen und sozialen Erwartungen als der persönlichen Erfahrung entsprechen. Läßt man die befragten Personen schätzen, wieviel Zeit sie mit den verschiedenen Tätigkeiten verbringen, sind die Angaben überaus ungenau (Brandstätter et al., 1984). Will man über Fragebogen oder Interviews etwas über den Zusammenhang zwischen der Qualität

der Erwerbsarbeit und dem Befinden in Arbeit und Freizeit oder über den sozialen Rückhalt beim Ehepartner erfahren, behindern persönlichkeitsbedingte Beurteilungstendenzen (z. B. Optimismus/Pessimismus; vgl. dazu Watson & Clark, 1984) neben anderen Schwierigkeiten die gewünschte Kausalanalyse.

Kantor und Lehr (1975) meinten, «we shall not understand families when we do not understand how they manage the commonplace that is, how they conduct themselves and interact in familiar and everyday surroundings of their own household». Diesen unmittelbaren Zugang zum persönlichen Erleben der beruflichen und privaten Sphäre der Menschen erlauben Fragebogen- und Interviewmethoden, wie sie kürzlich auch Barnett, Marshall, Raudenbush und Brennan (1993) in einer Befragung von 300 Ehepaaren über deren Arbeits- und familiäre Situation und deren Häufigkeiten von Symptomen der Angst und Depression verwendeten, nur sehr unzureichend. Die Arbeit von Barnett et al. (1993) ist ein Beispiel dafür, daß erhöhte Sorgfalt in der Wahl statistischer Analysemodelle nur wenig am fragwürdigen Ursprung derartiger Daten und an den darauf bauenden Interpretationen zu ändern vermag.

Die oben genannten Probleme mit Interviews und Fragebogen ließen uns mit dem Zeitstichproben-Tagebuch (ZST) nach Brandstätter (1977) einen anderen Weg zur Exploration der Wechselwirkung zwischen den beiden Lebensbereichen Familie und Arbeitsplatz einschlagen. Diese Methode wurde in den vergangenen fünfzehn Jahren wiederholt bei verschiedenen Gruppen eingesetzt und von Kirchner (1988) erstmals mit teils verheirateten, teils unverheiratet zusammenlebenden Paaren verwendet. Dabei werden oft wiederholte, ganz private Momentaufnahmen der verschiedenen Alltagssituationen von Ehepaaren gemacht, die eine Analyse vielfältiger realer Zusammenhänge ermöglichen, ohne daß die Probanden gefragt werden müßten, ob und wie sie selbst diese Zusammenhänge wahrnehmen.

Wohlbefinden und Unbehagen wechseln mit den Alltagssituationen und sind als emotionale Bewertungen der jeweiligen Erfahrungen aufzufassen¹. In den Gefühlen erleben wir eine spontane Bewertung

erinnerter, gegenwärtiger oder künftig erwarteter Ereignisse. Wir hoffen auf Erfolg oder haben Angst vor Mißerfolg unserer Bestrebungen. Wir freuen uns, wenn wir unseren Zielen näherkommen, erleben Angst oder Ärger, wenn sich Hindernisse in den Weg stellen. Was wir jeweils an Zielen verfolgen, ergibt sich aus unseren Motivdispositionen, aus unseren Vorstellungen über die äußeren und inneren Erfolgsbedingungen unserer Bestrebungen und aus ganz spezifischen Anregungen der jeweiligen Umwelt. Wenn wir von Stimmungen sprechen, meinen wir eine diffuse Gesamtbewertung unserer Situation, in die unsere vergangenen Gefühlsregungen als Nachwirkungen eingehen.

Gefühlsregungen und Stimmungen haben eine zentrale Bedeutung für das Verständnis menschlichen Handelns in Alltagssituationen. Da in den Gefühlen einerseits Streben (nach einem Ziel) und andererseits Erkennen (der Zielerreichung oder -verfehlung) unmittelbar aufeinander bezogen sind, erfahren wir ganz Wesentliches über Handlungsziele und Situationswahrnehmung einer Person, wenn wir von ihr erfahren, was sie in einem konkreten Moment fühlt und wie sie sich ihre Gefühle erklärt.

Das Befindenstagebuch ermöglicht wie keine andere Methode sowohl eine genaue Bestimmung der mit den verschiedenen Tätigkeiten, Personen und an verschiedenen Orten verbrachten Zeiten, als auch eine ganz konkrete Erfassung der Gefühle in Alltagssituationen und eine differenzierte Analyse ihrer Bedingungen und Wirkungen. Praktikabilität, Reliabilität und Validität verschiedener Varianten des Befindenstagebuches werden von Hormuth (1986) und Csikszentmihalyi und Larson (1987) erörtert und insgesamt positiv beurteilt. Auch die Erfahrungen des Erstautors mit einer Serie von derartigen Studien sprechen dafür – ein Bericht über Methoden Aspekte des Befindenstagebuchs ist in Vorbereitung –, daß Männer und Frauen mit mittlerem und höherem Bildungsniveau und verschiedenen Alters ohne besondere Schwierigkeiten als Versuchsteilnehmer gewonnen werden können. In der Regel geben 80 bis 90 Prozent der Teilnehmer voll brauchbare Daten ab. Von den im Zufallszeitplan vorgesehenen Protokollzeitpunkten wurden in unseren Studien im Durchschnitt 85 % eingehalten.

Die stets durchgeführten anonymen Nachbefragungen zu den Erfahrungen mit der Methode lassen erkennen, daß die übernommene Aufgabe gewissenhaft ausgeführt wurde, daß die Führung des Ta-

gebuchs den normalen Tätigkeitsablauf, wenn überhaupt, nur geringfügig beeinflusste und daß die Erhebungszeiten als durchaus repräsentativ für die Alltagserfahrungen angesehen wurden.

Die situationsspezifischen Konsistenz- und Stabilitätskoeffizienten der Befindensindices (d. h. der relativen Häufigkeiten von Beobachtungszeitpunkten, in denen sich die Teilnehmer gut fühlten) liegen bei Unterteilung in gerad- und ungeradzählige Tage zwischen .70 und .90; bei Unterteilung in erste und zweite Hälfte der Beobachtungszeit (in der Regel von vier Wochen) zwischen .50 und .80. Die Koeffizienten sind selbstverständlich um so höher, je mehr Zeitpunkte in einer Situation aggregiert werden.

Für die Validität der Daten sprechen die durchwegs plausible Kovariation des Befindens mit den jeweiligen Situationen, gut interpretierbare Persönlichkeitsunterschiede in dieser Kovariation, die vielfach nachgewiesene Abhängigkeit des Befindens von den Persönlichkeitsdimensionen Belastbarkeit und Kontaktbereitschaft (emotionale Stabilität und Extraversion) und die zwar mäßige, aber doch deutliche Korrelation des Befindensindex mit konventionellen Einstufungen der Lebenszufriedenheit und der Zufriedenheit mit den verschiedenen Lebensbereichen. Aus Platzgründen werden hier keine genaueren Analysen der Meßqualität der vorliegenden Daten berichtet.

Methode

Untersuchungsteilnehmer

Insgesamt 300 Ehepaare wurden aus den Telefonverzeichnissen der Städte Linz, Salzburg und Steyr zufällig ausgewählt, angeschrieben und zur Teilnahme an der Untersuchung eingeladen. Durch einen Telefonanruf einige Tage später konnten 260 Paare erreicht werden. Dabei wurden die Paare ausgeschieden, die den Auswahlkriterien (Alter der Frau zwischen 20 und 55 Jahren, Mann nicht pensioniert) nicht genügten. Nach Erkundung der Bereitschaft der Paare, an der Untersuchung teilzunehmen, konnten 68 in den folgenden Tagen besucht und genauer informiert werden. Wegen des relativ hohen Betreuungsaufwands konnten letztlich nur 41 Paare in die Stichprobe aufgenommen werden, wovon nach Abschluß der zweitägigen Testphase 35 Paare übrig blieben. Von diesen konnten 34 in die

Endauswertung aufgenommen werden. Davon waren 20 Ein- und 14 Zweiverdienerhaushalte.

Die Zusammensetzung der Stichprobe entsprach weitgehend der Zusammensetzung der gesellschaftlichen Mittelschicht Österreichs. Das Alter der Teilnehmer variierte zwischen 20 und 59 Jahren, etwas weniger als die Hälfte besaß einen Pflichtschul- bzw. Lehrabschluß, der Rest einen Gymnasial- oder Hochschulabschluß. Außer zwei Z-Paaren hatten alle zumindest ein Kind, das im gemeinsamen Haushalt lebte.² Die durchschnittliche Kinderzahl der E-Familien beträgt 2,15 (durchschnittliches Alter des jüngsten Kindes 8,7 Jahre), die der Z-Familien 1,43 (durchschnittliches Alter des jüngsten Kindes 11,4 Jahre). Das durchschnittliche Bildungsniveau (1 = Volksschule, Hauptschule oder Fachschule; 2 = Matura; 3 = Hochschulabschluß) von Mann und Frau ist in den E-Familien 1,85 vs. 1,75. In den Z-Familien haben die Frauen (mit 1,93 vs. 1,64) im Durchschnitt ein höheres Bildungsniveau als die Männer. Das Durchschnittsalter beträgt 40,9 vs. 36,0 (in den E-Familien) und 38,7 vs. 35,8 (in den Z-Familien). Von Interesse ist noch das Durchschnittseinkommen des Mannes in E- und Z-Familien, differenziert nach Bildungsniveau der Frau. In E-Familien von Frauen der Bildungsstufe 1 verdient der Mann im Schnitt um S 3.500,– mehr als in den Z-Familien (17.500,– vs. 14.000,–). Die entsprechenden Verdienste der Männer von Frauen der Bildungsstufe 2 (Matura) lauten 19.900,– vs. 18.500,–, jene der Bildungsstufe 3 16.500,– vs. 18.900,–.

Material und Durchführung

Die Untersuchungsteilnehmer füllten über 28 Tage mehrmals täglich zu zufällig gewählten Zeitpunkten ein Blatt eines Zeitstichproben-Tagebuchs aus, auf dem sie die folgenden Fragen beantworteten: (1) Wie fühle ich mich in diesem Augenblick (eher negativ (–), neutral (0), eher positiv (+))? (2) Wie kann ich meine Stimmung mit einigen Adjektiven beschreiben? (3) Warum fühle ich mich so? (4) Wo bin ich? (5) Was tue ich? (6) Wer ist noch anwesend? (7) Wie frei/unfrei fühle ich mich gerade?

Für die Bestimmung der Zufallszeiten waren die 24 Stunden des Tages, beginnend mit 0 Uhr, in 6

¹ Aussagen über Zufriedenheit/Unzufriedenheit mit dem Leben insgesamt oder mit verschiedenen Lebensbereichen stellen dagegen kognitiv akzentuierte und auf intra- und interindividuelle Vergleichsstandards bezogene Gefühlsbilanzen dar.

² Genauere Angaben zur Stichprobenzusammensetzung sind in Brandstätter und Wagner (1989) zu finden.

Abschnitte zu je 4 Stunden eingeteilt worden. Für jedes Zeitintervall war vom Computer zufällig ein Beobachtungszeitpunkt ausgewählt worden. Pro Tag und Ehepaar wurden verschiedene Zufallsfolgen von Zeitpunkten bestimmt und als Listen von Zeitpunkten ausgehändigt. Für jeden Protokollzeitpunkt bekamen die Probanden ein Blatt Papier mit den Fragen. Die Untersuchungsteilnehmer hatten selbst auf die Einhaltung der Protokollzeiten mit Hilfe einer Armbanduhr, auf der sie das Signal für den nächsten Protokollzeitpunkt einzustellen hatten, zu achten. Hatte ein Proband einen Protokollzeitpunkt übersehen, durfte er nicht aus der Erinnerung protokollieren, sondern mußte seine Eintragungen für den Augenblick vornehmen, in dem er sich seines Versehens bewußt wurde. War er aus irgendwelchen Gründen nicht in der Lage, seine augenblicklichen Erlebnisse zu protokollieren, war er gehalten, die Antworten auf die Fragen zu memorieren und zum frühest möglichen Zeitpunkt nachzutragen.

Nach den beiden Tagen Einübung in das Verfahren trafen sich die Untersuchungsteilnehmer erneut mit den Untersuchungsleitern und diskutierten Unklarheiten und Schwierigkeiten der Methode. Am Tag darauf begann dann der Hauptversuch. Das Tagebuch wurde 28 Tage lang vom 7. März bis 3. April 1987 geführt.

Insgesamt war pro Person mit 112 Eintragungen, das sind 4 pro Tag, zu rechnen, wenn man eine durchschnittliche Schlafdauer von 8 Stunden täglich ansetzt. Die tatsächliche Anzahl von Protokollzeitpunkten variiert geringfügig von Fall zu Fall mit der Schlafdauer und der Häufigkeit von Versäumnissen. Protokollhäufigkeit und Schlafdauer korrelieren bei Männern und Frauen gleichermaßen mit $r = .67$. Die durchschnittliche Anzahl von Tagebucheintragungen pro Person beträgt bei Männern 102.6, bei Frauen 101.0. Die entsprechenden Standardabweichungen sind 8.4 und 9.5.

Vor Beginn und nach Ende der Tagebuchperiode füllten die Probanden den 16-Persönlichkeits-Faktoren-Test (16PF) von Schneewind, Schröder & Cattell (1983) aus und beantworteten am Ende der Untersuchungszeit Fragebögen zu demographischen Daten (Alter, Kinderzahl, Schulbildung, Einkommen, Berufstätigkeit und Wohnverhältnisse), Rollenverständnis (nach Olson & Porter, 1983), Ehezufriedenheit (nach Olson & Porter, 1983), Lebenszufriedenheit («Mein Leben ist einfach ideal», «Meine Lebensumstände sind ganz ausgezeichnet»,

«Ich bin mit meinem Leben zufrieden», «Bis jetzt habe ich in meinem Leben erreicht, was mir wichtig ist», «Wenn ich mein Leben nochmal beginnen könnte, würde ich fast nichts daran ändern», jeweils auf einer 7-Punkte Skala von «entschieden nein» bis «entschieden ja» beantwortet), Arbeitsbedingungen und Arbeitserfahrungen (Cleff, 1977).

Nach Ende der Tagebuchperiode wurden die Teilnehmer in das Kodierschema eingeführt, nachdem dieses auf Anregung der Probanden noch in einigen Punkten revidiert worden war. Da die Probanden ihre Tagebuchnotizen selbst kodieren konnten, war volle Anonymität gesichert und gewährleistet, daß die Zuordnung von einzelnen Ereignissen zu den abstrakteren Kategorien ganz nach dem persönlichen Situationsverständnis der Untersuchungsteilnehmer erfolgte. Zu kodieren waren der Zeitpunkt der Protokolleintragung, das augenblickliche Befinden, die vermeintlichen Ursachen des Befindens, die betroffenen Motive, der Ort, die Tätigkeiten, die anwesenden Personen, der wahrgenommene Grad an Handlungsfreiheit, die Adjektive, die zur Beschreibung der Stimmung verwendet wurden, schließlich (für den Fall, daß der Partner anwesend war) die Einschätzung der Gefühle und Gefühlsursachen des Partners bzw. der Partnerin und der aktuellen Qualität der Beziehung.

Der gesamte Zeitaufwand betrug etwa 40 Stunden pro Person, der mit insgesamt S 4.000,- pro Paar honoriert wurde.

Ergebnisse

Zeitverteilung

Die strikt zufällig über die ganze wache Zeit verteilten Beobachtungszeitpunkte erlauben eine hinreichend zuverlässige Schätzung der Zeiteile, die auf die verschiedenen Tätigkeitsklassen entfallen. Tabelle 1 enthält die Zeitverteilung von Männern und Frauen in E- und Z-Familien. Man beachte, daß der Freizeitanteil bei den erwerbstätigen Frauen nur 40,4 % beträgt. Mit 51,5 % kommen ihre Ehemänner deutlich besser weg. Die entsprechenden Zahlen in den E-Familien lauten 44,5 % (bei den Frauen) und 49,1 % (bei den Männern).

Tabelle 1: Mittelwerts- und Streuungsunterschiede (\bar{x} und s) zwischen Männern und Frauen aus Ein- und Zweiverdienerfamilien in demographischen Merkmale und im Zeitaufwand für die verschiedenen Tätigkeiten sowie Korrelationen der Merkmale von Ehepartnern (Paarkorrelation)

Frau erwerbstätig	nein (N=20)					Paar- korrelation	ja (N=14)					Paar- korrelation
	Mann		Frau		Mann		Frau					
	\bar{x}	s	\bar{x}	s	\bar{x}		s	\bar{x}	s			
Alter	40.90	8.13	35.95	7.25	.93*	38.64	7.81	35.79	7.33	.92*		
Bildung	1.85	.75	1.75	.79	.92*	1.64	.84	1.93	.92	.46*		
Gehalt in Tausend ÖS	18.30	4.61	—	—	—	17.36	4.78	10.71	2.99	-.33		
Zeit Arbeit Familie	.068	.044	.418	.089	-.07	.087	.041	.233	.087	.04		
davon Hausarbeit	.051	.034	.306	.091	-.10	.065	.036	.188	.088	.15		
Erwerb	.350	.093	(.021)	(.025)	—	.334	.079	.270	.108	-.31		
Zeit Erholung zu Hause	.299	.063	.316	.060	-.11	.288	.063	.259	.097	.71		
außer Haus	.192	.097	.139	.080	.16	.227	.080	.155	.079	.20		
Zeit Sonstiges	.091	.068	.107	.047	-.10	.064	.030	.083	.047	-.21		
Zeit Schlaf (Stunden pro Tag)	8.94	2.53	8.68	2.67	.64	8.46	1.84	8.83	2.53	-.05		

Anmerkung: Signifikante Korrelationen ($p < 0.05$) sind mit * bezeichnet. Pro Zeile sind die signifikant unterschiedlichen Paarkorrelationen unterstrichen.

Tabelle 2: Mittelwerte und Streuungen (\bar{x} und s) des Befindens von Männern und Frauen in Ein- und Zweiverdienerfamilien.

Frau erwerbstätig	nein					ja				
	Mann		Frau		Paar r	Mann		Frau		Paar r
	\bar{x}	s	\bar{x}	s		\bar{x}	s	\bar{x}	s	
Befinden Arbeit Familie	.75	.25	.70	.21	.00	.62	.32	.60	.25	.81*
davon Hausarbeit	.71	.28	.70	.23	.14	.64	.31	.58	.28	.89*
Erwerb	.63	.26	—	—	—	.62	.20	.57	.23	.56*
Befinden Erholung zu Hause	.77	.16	.74	.19	.51*	.66	.19	.63	.16	.67*
außer Haus	.89	.10	.84	.16	-.01	.81	.11	.69	.26	.66*
Befinden Sonstiges	.77	.20	.71	.21	.20	.69	.30	.57	.26	.67*
Gesamt	.74	.14	.73	.18	.08	.67	.18	.61	.20	.81*

Anmerkung: Signifikante Korrelationen ($p < 0.05$) sind mit * bezeichnet. Die pro Zeile signifikant unterschiedlichen Paarkorrelationen sind unterstrichen.

Befinden in Abhängigkeit von Tätigkeit und Aufenthaltsort

Wir fragen uns nun, wie sich Frauen und Männer bei den verschiedenen Tätigkeiten zu Hause und außer Haus fühlen. Dazu bestimmen wir jeweils einen Befindensquotienten, der gleich der relativen Häufigkeit positiven Befindens bezogen auf die Anzahl der Zeitpunkte ist, in denen zur betreffenden Klasse von Situationen Tagebucheintragungen (nach Zufallszeitplan) erfolgten. Ein Befindensquotient von .70 besagt, daß in 70 von 100 Beobachtungen das Befinden positiv war.

In der vorliegenden Stichprobe ist das Befinden in 69.6% der insgesamt 6922 Beobachtungen positiv. Die Befindenskategorie 0 (neutral), in dieser Stichprobe in 17.8% der Beobachtungen verwendet, wurde der Kategorie «negativ» (im Sinne von «nicht positiv») zugeschlagen, da eine genauere Analyse der Daten zeigte, daß diese Kategorie meist

mit Angaben über nicht befriedigte Motive und mit negativ getönten Adjektiven verbunden war, die zur genaueren Beschreibung der jeweiligen Stimmung verwendet wurden. Tabelle 2 zeigt die verschiedenen Befindensquotienten.

Mit .57 ist das Befinden der Frauen bei Erwerbstätigkeit besonders niedrig, niedriger auch als das ihrer Ehemänner, für die der Befindensquotient bei Erwerbstätigkeit .62 beträgt. Während sich die Hausfrauen insgesamt etwa gleich gut fühlen wie ihre Männer (.73 vs. .74), ist das Befinden der berufstätigen Frauen schlechter als das ihrer Ehemänner (.61 vs. .67), die sich wiederum häufiger unbehaglich fühlen als die Männer von Hausfrauen. Bedingt durch die kleine Stichprobe, sind die genannten Differenzen, auf Person- und nicht auf Ereignisbasis berechnet, statistisch nicht signifikant. Der Unterschied in den globalen, über alle Situationen zusammen bestimmten Befindensindices von Hausfrauen und erwerbstätigen Frauen besitzt

eine Zufallswahrscheinlichkeit von .08 ($M_E = .73$ vs. $M_Z = .61$; $F(1,32) = 3.34$; $p = .08$), wenn man die Person als Analyseeinheit nimmt. Dies gilt auch für den Unterschied im Befinden «Freizeit zu Hause» zwischen den Ehemännern von Hausfrauen und den Ehemännern von erwerbstätigen Frauen (.77 vs. .66; $F(1,32) = 3.34$; $p = .08$). Würde man den Protokollzeitpunkt (das einzelne Ereignis) als Analyseeinheit betrachten, was zwar wegen der innerhalb einer Person gegebenen Abhängigkeiten der einzelnen Beobachtungen nicht unproblematisch, andererseits aber auch nicht ganz abwegig wäre, da auf diese Weise die vielen Meßwiederholungen pro Person und Situation berücksichtigt würden, erwiesen sich alle genannten Unterschiede als hochsignifikant ($p < .01$).³

Als Ergänzung der in Tabelle 2 dargestellten Ergebnisse seien noch einige Befunde zur Wirkung der Anwesenheit des Partners berichtet. Ein Vergleich des Befindens bei Familienarbeit mit und ohne Anwesenheit des Partners zeigt, daß bei Frauen die Anwesenheit des Mannes, die in der Regel ja nicht Mitarbeit bedeutet, keine Stimmungsverbesserung bringt. In einer Tagebuchstudie mit Hausfrauen (Brandstätter et al., 1984) zeigte sich sogar, daß die Anwesenheit des Ehemannes bei Hausarbeit das Wohlbefinden beeinträchtigt. Männer fühlen sich dagegen bei Familienarbeit deutlich besser, wenn die Ehefrau anwesend ist; der Befindensquotient ist .75, wenn sie anwesend ist, .65 bei Abwesenheit. Bei «Erholung zu Hause» verbessert die Anwesenheit des Mannes das Befinden der Hausfrauen (.77 vs. .71), jedoch nicht das der berufstätigen Frauen (.65 vs. .65). Das Befinden der Ehemänner der berufstätigen Frauen ist bei Erholung zu Hause in Anwesenheit der Ehefrau .66, in Abwesenheit .70. Dies ist ein weiterer Hinweis auf die Problematik der Partnerbeziehung in Zweiverdiener-Familien. Die hier erwähnten Unterschiede in den situationsspezifischen Befindensquotienten sind, rechnet man auf der Basis einzelner Beobachtungen, statistisch signifikant ($p < .05$).

Es gilt nun zu prüfen, ob im allgemeinen die Ehepartner gleich viel oder gleich wenig Zeit z.B. für

Erholung außer Haus (die gemeinsam oder getrennt verbracht werden kann) aufwenden, oder ob nur ein geringer, gar keiner oder sogar ein negativer Zusammenhang besteht. Tabelle 1 zeigt, daß die Z-Paare in den mit Erholung zu Hause verbrachten Zeitanteilen signifikant ($p < .05$) besser übereinstimmen (Paarkorrelation $r = .71$) als die E-Paare ($r = -.11$). Auf gleiche Weise läßt sich untersuchen, ob sich die Ehefrauen von Männern, die sich z.B. bei der Erholung zu Hause häufig gut bzw. häufig schlecht fühlen, gewöhnlich ebenfalls gut bzw. schlecht fühlen, oder ob das situationsspezifische Befinden der Partner interindividuell unabhängig voneinander variiert.

Die Übereinstimmung des durchschnittlichen Befindens bei Arbeit und Erholung ist bei Z-Paaren durchwegs höher als bei E-Paaren, signifikant höher bei Familienarbeit, Hausarbeit im engeren Sinn und bei Erholung außer Haus (Tabelle 2). Das ist zum Teil wohl darauf zurückzuführen, daß Z-Paare die Zeit, die neben der Berufstätigkeit beiden für Familienarbeit und Erholung bleibt, eher gemeinsam verbringen, und zwar in der Stimmung, die für ihre Beziehung charakteristisch ist. Mit dem größeren Anteil gemeinsam verbrachter Zeit bei diesen Tätigkeiten ist auch die gegenseitige Angleichung des Befindens wahrscheinlicher.

Darüber hinaus ist anzunehmen, daß bei den E-Paaren sowohl bei Familienarbeit in Anwesenheit des Mannes als auch bei gemeinsamer Erholung außer Haus häufiger Stimmungskontrasteffekte auftauchen, die zu einer Verringerung der Paarkorrelation des Befindens führen. Sich mit Hausarbeit zu beschäftigen, während sich der Mann nebenan erholt – das kommt relativ häufiger in den E-Familien vor, wo der Anteil des Mannes an der gesamten Familienarbeit durchschnittlich nur 12.5% (in Z-Familien wegen des geringeren Haushaltsengagements der Frau dagegen 24.0%) beträgt – ist für die Frauen in individuell unterschiedlichem Maße stimmungsbeeinträchtigend. Andererseits ist zu vermuten, daß die von den Hausfrauen besonders begehrte gemeinsame Erholung außer Haus von einem Teil der Ehemänner eher als Last empfunden wird.

Gegenseitige Abhängigkeit des Befindens von Ehepartnern

Aus dem Vorliegen einer Korrelation der Befindensquotienten von Mann und Frau kann man we-

der eindeutig auf gegenseitige Beeinflussung des jeweils aktuellen Befindens, noch aus gegenseitiger Beeinflussung des jeweils aktuellen Befindens im Rahmen individueller (mehr positiver oder mehr negativer) Gefüßdispositionen auf eine Korrelation der paarweise zugeordneten Befindensquotienten schließen. Trotzdem ist eine solche Korrelation immer dann zu erwarten, wenn das Befinden der Partner «ansteckend» ist, z.B. wenn Äußerung von Ärger des einen Partners beim anderen ebenfalls Ärger oder Angst, aber nicht Heiterkeit oder Schadenfreude auslöst; oder wenn allein das Zusammensein der Partner immer wieder gegenseitig bedrückend oder beglückend wirkt. Eine Korrelation der Befindensquotienten kann auch dadurch bedingt sein, daß die beiden Partner unter Umständen leben, die sich von denen anderer Paare unterscheiden und für beide gleichermaßen bedrückend oder erfreulich sind. Im folgenden ist die gegenseitige Beeinflussung des Befindens der Ehepartner genauer zu analysieren.

Zur Festlegung des Zeitstichprobenplans für Selbstbeobachtung und Tagebucheintragung war, wie schon eingangs erwähnt, der Tag in 6 Zeitabschnitte zu je 4 Stunden eingeteilt und aus jedem Zeitabschnitt genau ein Zeitpunkt zufällig ausge-

wählt worden. Man kann daher die Befindensquotienten verschiedener Tageszeiten miteinander vergleichen. Wie Männer den Übergang vom Arbeitsplatz nach Hause erleben, zeigt ein Vergleich der an Werktagen (Montag bis Freitag) in die Zeitspanne zwischen 12:00 und 16:00 Uhr fallenden Beobachtungen mit denen der Zeitspanne zwischen 16:00 und 20:00 Uhr. Mit einer solchen Zeitabgrenzung kann zwar keine scharfe, sondern nur eine schwerpunktmäßige Trennung zwischen Aufenthalt am Arbeitsplatz und Aufenthalt zu Hause erreicht werden; sie genügt aber für unsere Zwecke. Tabelle 3 zeigt die Ergebnisse.

Aus Tabelle 3 läßt sich entnehmen, daß sich der Abstand im Befinden zwischen Ehemännern von Hausfrauen und Ehemännern von erwerbstätigen Frauen, der nachmittags 6.6 Prozentpunkte beträgt (71.8 vs. 65.2), am Abend auf 12.4 Prozentpunkte erhöht (78.0 vs. 65.6). Das Befinden beim Übergang vom Arbeitsplatz nach Hause verbessert sich nur bei jenen Männern, deren Frauen nicht berufstätig sind ($z = 2.20$; $p = .014$; McNemar-Test). Die Unterschiede im Befinden von E- und Z-Männern bleiben erhalten, wenn man den Einfluß von Persönlichkeitsunterschieden ausschaltet, d.h. statistisch kontrolliert. Tabelle 3 zeigt auch, wie stabil die Be-

Tabelle 3: Übertragung des eigenen Befindens im Übergang vom Nachmittag auf den Abend, differenziert nach Berufstätigkeit der Frau. 20 Arbeitstage

		Frau berufstätig				Frau nicht berufstätig			
		nein		ja		nein		ja	
				Befinden des Mannes 16:00–20:00				Befinden des Mannes 12:00–16:00	
		–	+	–	+	–	+	–	+
Befinden Frau 16:00–20:00	–	39	56	95	28,2%	–	48	31	79
	+	35	207	242	71,8%	+	30	118	148
		74	263	337			78	149	227
		22,0%	78,0%	100,0%			34,4%	65,6%	100,0%
		$\kappa = .28$		$\kappa = .41$					
				Befinden der Frau 16:00–20:00				Befinden der Frau 12:00–16:00	
		–	+	–	+	–	+	–	+
Befinden Frau 12:00–16:00	–	40	35	75	21,7%	–	70	34	104
	+	41	230	271	78,3%	+	31	90	121
		81	256	346			101	124	225
		23,4%	76,6%	100,0%			44,9%	55,1%	100,0%
		$\kappa = .37$		$\kappa = .42$					

Anmerkung: Die Zahl 39 (links oben in der ersten Vierfeldertafel) besagt, daß in 39 von 95 Fällen, in denen zwischen 12:00 und 16:00 Uhr negatives Befinden berichtet wurde, von den betroffenen Personen auch in der folgenden Zeitperiode wieder negatives Befinden berichtet wurde. Nachmittag ist für alle Männer und für die berufstätigen Frauen Erwerbsarbeitszeit. Kappa (κ) ist ein Übereinstimmungsmaß, das auf die bei gegebener Randverteilung maximal mögliche Übereinstimmung Bezug nimmt. – negative Stimmung, + positive Stimmung.

3 Wollte man in allen Varianz- und Regressionsanalysen auf Ereignisbasis die Person als gesonderten Bedingungsfaktor berücksichtigen, um näher an die im Modell geforderte Unabhängigkeit der Meßfehler heranzukommen, wären die Zellenbesetzungen bzw. die Häufigkeiten in den Kombinationen von abhängigen und unabhängigen Variablen vielfach zu gering.

Tabelle 4: Einfluß des Befindens eines Partners am Nachmittag (12:00-16:00) auf das Befinden des anderen am Abend (16:00-20:00). 20 Arbeitstage

		Frau berufstätig								
		nein				ja				
		Befinden des Mannes 16:00-20:00								
		-	+				-	+		
Befinden Frau 12:00-16:00	-	19	57	76	22,7%	-	50	53	103	45,4%
	+	49	210	259	77,3%	+	29	95	124	54,6%
		68	267	335			79	148	227	
		20,3%	79,7%		100,0%		34,8%	65,2%		100,0%
		κ = .06					κ = .26			
		Befinden der Frau 16:00-20:00								
		-	+				-	+		
Befinden Mann 12:00-16:00	-	28	71	99	28,6%	-	40	33	73	33,2%
	+	57	190	247	71,4%	+	59	95	147	66,8%
		85	261	346			92	128	220	
		24,6%	75,4%		100,0%		41,8%	58,2%		100,0%
		κ = .05					κ = .18			

Anmerkung: Siehe Tabelle 3.

findenzustände von der einen zur nächsten Beobachtungsperiode (vom Nachmittag auf den Abend) sind.

Wie sich die Stimmung des Mannes zum Zeitpunkt t (nachmittags) auf die Frau zum Zeitpunkt $t+1$ (abends) bzw. die Stimmung der Frau auf die des Mannes überträgt und welcher Einfluß stärker ist, erscheint in Tabelle 4. Die Kappa-Werte (κ), die zwischen -1.0 und 1.0 variieren können, geben den Grad der Übereinstimmung des Befindens zu den zwei Zeitpunkten an, und zwar bezogen auf die bei gegebenen Randverteilungen maximal mögliche Übereinstimmung (Cohen, 1960; Hubert, 1977). Man sieht, daß das Befinden der Partner in E-Familien (Mann ist Alleinverdiener) im Übergang vom Nachmittag (n) auf den Abend (a) (Frau_n → Mann_a; Mann_n → Frau_a) weniger übereinstimmt als das von Z-Familien (Zweiverdiener-Familien).

Bedeutet dies, daß sich E-Partner in ihrer Feierabendstimmung weniger gegenseitig beeinflussen als Z-Paare? Nicht ohne weiteres; denn die Übereinstimmung des Befindens der beiden Ehepartner in aufeinanderfolgenden Tageszeitperioden könnte man auch so interpretieren, daß Mann und Frau unter dem Einfluß von länger nachwirkenden Tagesereignissen oder Lebensumständen stehen, die für beide gleichermaßen betrüblich oder erfreulich sind. Die beobachtete Übereinstimmung ist nur dann als eine Folge gegenseitiger Beeinflussung zu deuten, wenn die Nachwirkung (Perseveration) der

eigenen Stimmung der beeinflussten Person statistisch ausgeschaltet wird. Gerade dies wurde mit dem von Budescu (1984) vorgeschlagenen mathematisch-statistischen Modell getan (vgl. auch Papula, 1987; Wampold, 1984). Auf die vorliegenden Daten angewendet, prüft es simultan den Einfluß des Befindens (negativ-positiv) der Ehepartner zum Zeitpunkt $t-1$ auf ihr eigenes Befinden und auf das des Partners zum nachfolgenden Zeitpunkt t . Der Analyse liegt eine 4x4 Kontingenztafel zugrunde, deren Zeilen die vier Befindenskombinationen (Mann positiv, Frau positiv; Mann positiv, Frau negativ; Mann negativ, Frau positiv; Mann negativ, Frau negativ) und deren Spalten die entsprechenden Befindenskombinationen zum Zeitpunkt t enthält. Abhängige Variable ist eine Logit-Funktion des Verhältnisses der Wahrscheinlichkeit positiven Befindens und der komplementären Wahrscheinlichkeit nicht-positiven Befindens $\ln(p/(1-p))$ des Mannes bzw. der Frau zum Zeitpunkt t . Das hier verwendete Modell beschränkt sich auf die Haupteffekte des Befindens von Mann und Frau zum Zeitpunkt $t-1$. Die Beta-Werte sind wie partielle Regressionskoeffizienten zu interpretieren. Sie geben an, um welchen Betrag sich der natürliche Logarithmus des Wahrscheinlichkeits-Verhältnisses $p/(1-p)$ des Befindens zum Zeitpunkt t erhöht, wenn das Befinden des Mannes bzw. der Frau zum Zeitpunkt $t-1$ von negativ zu positiv wechselt.

Tabelle 5 erbringt den Nachweis, daß sich das

Nachmittagsbefinden des Mannes nur sehr wenig, wenn überhaupt, auf das Abendbefinden der Frau überträgt ($\beta = 0.04$ und $\beta = 0.07$). Sie zeigt auch, daß das Abendbefinden von Männern, deren Frauen berufstätig sind, auch vom Nachmittagsbefinden ihrer Frauen abhängt und nicht allein als Nachwirkung ihres eigenen Befindens und sonstiger (nicht erfaßter) Umstände zu erklären ist ($\beta = 0.20$). Der Unterschied zum entsprechenden Einfluß des Man-

nes auf das Befinden der Frau ($\beta = .07$) ist mit $p = .13$ (zweiseitig) allerdings statistisch nicht signifikant.

Man mag sich wundern, daß der emotionale Einfluß der Männer auf ihre Frauen nicht größer ist. Sie scheinen kaum ihre Stimmung (vom Nachmittag) auf die Frau (Stimmung am Abend) zu übertragen, wenn sie von der Arbeit nach Hause kommen. Hier ist allerdings zu beachten, daß am Abend (d.h. hier

Tabelle 5: Der wechselseitige Einfluß des Partnerbefindens

	Frau berufstätig			
	nein		ja	
	Einfluß des Befindens des Mannes auf das Befinden der Frau		Einfluß des Befindens der Frau auf das Befinden des Mannes	
	B	z	B	z
Einfluß des Nachmittagsbefindens der Frau auf das Abendbefinden der Frau	.49	6.11	.44	5.50
Einfluß des Nachmittagsbefindens des Mannes auf das Abendbefinden der Frau	.04	.55	.07	.88
Einfluß des Nachmittagsbefindens des Mannes auf das Abendbefinden des Mannes	.34	5.10	.41	4.93
Einfluß des Nachmittagsbefindens der Frau auf das Abendbefinden des Mannes	.08	.99	.20	2.42

Tabelle 6: Übereinstimmung des Befindens von Mann und Frau am Nachmittag (12:00-16:00) und am Abend (16:00-20:00). 20 Arbeitstage

		Frau berufstätig								
		nein				ja				
		Befinden des Mannes 12:00-16:00								
		-	+			-	+			
Befinden Frau 12:00-16:00	-	24	49	73	22,9%	-	52	54	106	44,5%
	+	71	175	246	77,1%	+	24	108	132	55,5%
		95	224	319			76	162	238	
		29,8%	70,2%	100,0%			31,9%	68,1%	100,0%	
		κ = .04				κ = .32				
		Befinden des Mannes 16:00-20:00								
		-	+			-	+			
Befinden Frau 16:00-20:00	-	31	50	81	24,3%	-	55	50	105	42,2%
	+	39	214	253	75,7%	+	29	115	144	57,8%
		70	264	334			84	165	249	
		21,0%	79,0%	100%			33,7%	66,3%	100,0%	
		κ = .24				κ =.33				

Anmerkung: Siehe Tabelle 3.

zwischen 16:00 und 20:00, wenn die Ehepartner häufig zusammen sind) in beiden Typen von Familien eine gewisse Übereinstimmung des Befindens beobachtbar ist, wie aus Tabelle 6 ersichtlich ist. Am Abend sind die Meßwerte für Übereinstimmung $\kappa = .24$ (bei den E-Paaren) und $\kappa = .33$ (bei den Z-Paaren).

Da sich die Tagebuch-Protokollzeitpunkte für ein Ehepaar zufällig über die Zeitspanne von 16:00 bis 20:00 verteilen, haben die beiden in der Regel, wenn sie ihr Befinden protokollieren, an diesem Abend schon gemeinsame Erfahrungen (miteinander und mit den Kindern) gemacht und damit Anlässe genug, aufeinander einzuwirken und so das Befinden zu beeinflussen. Aber auch hier gilt: die Befindensübereinstimmung kann auch eine Folge gemeinsam erlebter und in gleicher Weise bewerteter Umstände sein, z.B. die Krankheit eines Kindes, eine unterhaltsame Fernsehsendung, Freunde zu Besuch. An Tabelle 6 fällt noch die Übereinstimmung des Befindens von Z-Ehepaaren am Nachmittag auf, obwohl Mann und Frau zu dieser Zeit in der Regel getrennte Wege gehen. Dies ist nur durch zeitlich überdauernde gemeinsame Lebensumstände und länger nachwirkende gemeinsame Erfahrungen zu erklären.

Befinden im Tagesablauf

Wir sehen uns nun den durchschnittlichen Verlauf der Befindensquotienten, d.h. der relativen Häufigkeiten positiven Befindens über die Tagesperioden an, wobei die Daten von 20 Werktagen (5 Wochentage mal 4 Wochen) berücksichtigt werden.

In Abb. 1 sind den Mittelpunkten der Zeitintervalle (z.B. 10:00 zum Intervall 8:00–12:00) die für die verschiedenen Zeitintervalle berechneten Be-

findensquotienten zugeordnet, differenziert nach Berufstätigkeit der Frau und Geschlecht. Hier fallen sofort die Unterschiede im Befindensverlauf zwischen Hausfrauen und Erwerbsfrauen auf. Während sich diese im Zeitdurchschnitt des frühen Morgens (4:00–8:00) nicht unterscheiden, beträgt der Unterschied dann am Vormittag 13, am Nachmittag 19, am frühen Abend 17 und am späten Abend wieder 19 Prozentpunkte.

Während die Hausfrauen nach einem Morgentief ein hohes Befindensniveau erreichen und bis in den späten Abend beibehalten, bleibt das durchschnittliche Befinden der erwerbstätigen Frauen den ganzen Tag über auf relativ niedrigem Niveau. Die Befindensquotienten der Zeitspanne zwischen 0:00 und 4:00 früh wurden wegen der geringen Anzahl von Beobachtungen (Schlafenszeit) nicht in die Abb. 1 aufgenommen.

Die Befindensniveaus der beiden Männergruppen (Frau nicht berufstätig – Frau berufstätig) laufen erst am Abend auseinander. Wir finden hier in einer anderen Darstellungsweise bestätigt, was die Randverteilungen der Tabelle 3 für die Zeitperioden Nachmittag und früher Abend schon gezeigt haben. In der Tageszeit, die Ehepaare gewöhnlich zusammen verbringen, das ist der Morgen vor Arbeitsbeginn und der frühe und späte Abend nach Arbeitsende, läßt sich im Durchschnitt eine Angleichung des Befindens der Partner feststellen. Diese Angleichung der Befindensniveaus bedeutet bei Männern berufstätiger Frauen, daß sich das Befinden nach Arbeitsende nicht verbessert; bei Ehemännern von Hausfrauen besteht die Angleichung in einer deutlichen Anhebung des Befindensniveaus.

Bereichsspezifische Häufigkeit von Wohlbefinden und Urteile über Lebenszufriedenheit

Der auf einen bestimmten Lebensbereich (z.B. Arbeit, Familie) bezogene Befindensquotient drückt aus, ob sich eine Person bei der Arbeit, in der Familie etc. häufig gut oder schlecht fühlt, weil ihr oft zuteil bzw. oft versagt wird, was sie begehrt (z.B. Zuneigung, Leistungserfolg, Einfluß, Geselligkeit). Fragt man eine Person nach ihrer Lebenszufriedenheit, wie dies bei Studien zur Lebensqualität üblich ist, verlangt man eine Art von Bilanz über die bisherigen erfreulichen und betrüblichen Lebenserfahrungen. Bei allen Vorbehalten gegenüber solchen Globalurteilen sind sie doch insofern von Interesse,

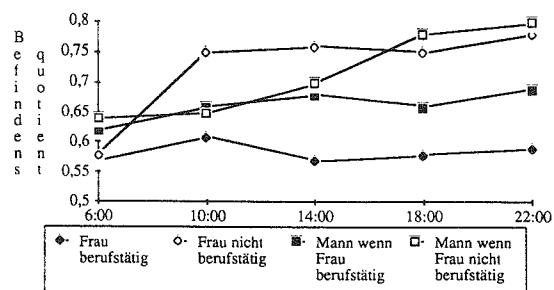


Abbildung 1: Befinden der Ehepartner im Tagesverlauf in Abhängigkeit von der Erwerbstätigkeit der Frau.

als Korrelationen bereichsspezifischer Befindensquotienten mit der globalen Beurteilung der Lebenszufriedenheit erkennen lassen, wie wichtig die emotionalen Erfahrungen in diesem oder jenem Lebensbereich für die Bilanz der Lebenszufriedenheit sind.

So betrachtet, scheint Erwerbsarbeit für berufstätige Frauen weniger wichtig zu sein als für ihre Ehemänner. Befinden (Tagebuch) bei der Erwerbsarbeit und der Einschätzung der Lebenszufriedenheit (Fragebogen) korrelieren bei den erwerbstätigen Frauen deutlich weniger als bei ihren Ehemännern ($r = .18$ vs. $r = .54$), wenngleich der Unterschied nicht statistisch signifikant ist. Auch die Tatsache, daß sich Männer in 18.4% der Beobachtungen auf das Leistungsmotiv beziehen, berufstätige Frauen dagegen nur in 14.7% der Tagebucheinträgen, deutet in dieselbe Richtung.⁴ Wenn sich eine Veränderung der Qualität der Erwerbsarbeit nur bei alleinstehenden Frauen auf eine Veränderung in der berichteten Häufigkeit von Symptomen der Angst und Depression auswirkt, wie Barnett, Marshall und Singer (1992) in einer Längsschnittstudie nachweisen, stellt sich die Frage, ob die Qualität der Erwerbstätigkeit für verheiratete Frauen weniger bedeutsam ist als für deren Ehemänner.

Dies ist nach Barnett et al. (1993) nicht der Fall, denn sowohl die Beurteilungen der Qualität der Ehe als auch die Beurteilungen der Qualität der Erwerbsarbeit korrelieren mit den von den Befragten angegebenen Häufigkeiten von Symptomen der Angst und Depression (je besser die Qualität, desto geringer die Häufigkeiten) gleichermaßen bei den Frauen und Männern der 300 befragten berufstätigen Ehepaare. Auch in der Repräsentativumfrage von Cyba (1987) beurteilen Frauen den Beruf für kaum weniger wichtig als Männer. Allerdings finden sich dort keine zugleich nach Erwerbstätigkeit und Geschlecht differenzierten Angaben über die Wichtigkeit der Bereiche «Beruf und Arbeit» und «Eigene Familie und Kinder». Unter welchen Bedingungen berufstätigen Frauen im Unterschied zu berufstätigen Männern die Familie wichtiger ist als der Beruf, bleibt jedenfalls in weiteren Studien

und umfassenderen Meta-Analysen erst noch zu klären.

Erwähnenswert ist noch, daß sich die berufstätigen Frauen unserer Studie bei der Erwerbsarbeit um so wohler fühlen, je weniger sie mit ihrer Ehe zufrieden sind ($r = -.54$). In geringerem, statistisch nicht signifikantem Maße gilt dies auch für ihre Ehemänner ($r = -.26$). Dies kann mindestens zweierlei bedeuten: 1. Berufstätige Frauen suchen und finden verstärkt Befriedigung in der Erwerbsarbeit, wenn die Partnerbeziehung aus irgendwelchen Gründen enttäuschend ist. 2. Wenn sich Frauen beruflich besonders engagieren und dadurch Befriedigung gewinnen, geht das zu Lasten der Eheharmonie. Die Ehezufriedenheit korreliert übrigens nur bei den Hausfrauen in beträchtlichem Maße mit der Lebenszufriedenheit ($r = .68$ vs. $r = .12$; $p = .057$ für den Korrelationsunterschied). So bleibt die Frage, was nun eigentlich für die Lebenszufriedenheit berufstätiger Frauen wichtig ist, wenn sie weder von der Arbeits-, noch von der Ehezufriedenheit abhängt.

Aus weiteren, hier nicht im Detail wiedergegebenen statistischen Analysen dieser Studie erfährt man, daß Z-Frauen ganz im Gegensatz zu E-Frauen mit ihrem Leben um so zufriedener sind, je jünger sie selbst sind und je geringer die Altersdifferenz zwischen den Partnern ist. Die Lebenszufriedenheit der Z-Frauen nimmt auch mit dem eigenen Gehalt und mit dem Gehalt des Mannes zu ($r = .38$ und $r = .42$). Eigenartigerweise korreliert die Lebenszufriedenheit der Z-Männer zwar mit dem Verdienst ihrer Frauen ($r = .47$), jedoch nicht mit dem eigenen Gehalt ($r = -.16$). Die Lebenszufriedenheit der Hausfrauen ist dagegen völlig unabhängig vom Einkommen des Mannes ($r = .01$). Dies könnte darauf hinweisen, daß materielle Werte (Geld, bzw. Güter, die man mit Geld erwerben kann) eine größere Bedeutung für Zweiverdiener- als für Einverdienerpaare haben. Bei allen Gruppen korreliert die Lebenszufriedenheit mehr oder weniger hoch (um $r \approx .40$) mit den verschiedenen Tagebuch-Befindensquotienten.

Bei all diesen Aussagen über Zusammenhänge zwischen Lebensumständen und Wohlbefinden bzw. Zufriedenheit dürfte nicht außer acht gelassen werden, daß der Persönlichkeitsstruktur eine wesentliche Vermittlungsfunktion zukommt (vgl. Brandstätter, im Druck). Platzbeschränkungen erlauben es nicht, hier näher darauf einzugehen. Es sei nur angemerkt, daß sich Belastbarkeit und Kon-

4 Obwohl die Korrelationen, Korrelationsunterschiede und andere statistische Kennwerte unserer Studie wegen des geringen Stichprobenumfangs nicht sehr zuverlässig sind, tragen sie doch – im Kontext der übrigen Befunde interpretiert – zum Verständnis der Situation von Ein- und Zweiverdiener-Familien bei.

taktbereitschaft, die beiden Sekundärfaktoren des 16PF, deutlich förderlich auf die Lebenszufriedenheit auswirken, und zwar in Form einer Wechselwirkung: geringe Belastbarkeit beeinträchtigt das Wohlbefinden vor allem bei geringer Kontaktbereitschaft, wobei sich noch situations- und geschlechtsabhängige Unterschiede zeigen, deren Aufklärung größere Stichproben verlangen würden.

Diskussion

In der folgenden Diskussion geht es vor allem um eine weitere Aufklärung des auffallend niedrigen Wohlbefindens von berufstätigen Ehefrauen. Dabei kann die Interpretation der Befunde auf der Ebene des Individuums und der Dyade oder auf der Ebene einer Analyse der gesellschaftlich-kulturellen Rahmenbedingungen erfolgen. Dazu ist es nötig, abweichend von der in Forschungsberichten üblichen Trennung von Ergebnisdarstellung und Interpretation, verschiedene mögliche Erklärungen anhand weiterer Daten zu prüfen.

Erfahrung und individuelles Erleben in der Familien- und Arbeitssituation

Daß sich berufstätige Frauen schlechter fühlen als Hausfrauen, widerspricht ganz und gar gängigen Vorstellungen sowohl von der oft beklagten Rolle der Hausfrau als auch von der befriedigenderen Situation berufstätiger Ehefrauen. Solche Befunde werden bei den einen Widerspruch auslösen und vermutlich mit dem Argument beiseitegeschoben, die Stichprobe sei viel zu klein und außerdem nicht repräsentativ, oder die Hausfrauen wollten nicht zugeben, daß es ihnen tatsächlich schlecht geht; andere werden darin eine klare Rechtfertigung für die Forderung sehen, Müttern von kleinen Kindern zu ermöglichen, sich ganz ihrer Familie zu widmen. In den Ergebnissen dieser Studie könnte man schließlich noch einen Beweis dafür sehen, daß erwerbstätige Frauen durch die doppelten Pflichten (Erwerbsarbeit und Haushalt) überlastet und in ihrem Wohlbefinden beeinträchtigt sind. Daraus ließe sich die Forderung ableiten, daß sich Ehemänner endlich im Haushalt und in der Kinderbetreuung stärker engagieren sollten.

In Anbetracht solch verschiedener Interpretationsmöglichkeiten ist die Aufklärung der möglichen

Ursachen des geminderten Wohlbefindens erwerbstätiger Ehefrauen besonders wichtig. Der geringe Stichprobenumfang erlaubt zwar keine differenziertere Aufgliederung nach demographischen Merkmalen, mit der man zuverlässig prüfen könnte, welche Teilgruppen vor allem von dieser Beeinträchtigung des Befindens betroffen sind. Wir können aber doch einige Informationen aus dem sehr reichhaltigen Datenbestand heranziehen und durch geeignete Analysen die Anzahl möglicher Erklärungen reduzieren. Diese Erklärungen werden im folgenden als einander keineswegs ausschließende Hypothesen formuliert und so weit möglich anhand der vorliegenden Daten überprüft.

Hypothese 1. Das geringere Wohlbefinden erwerbstätiger Ehefrauen ist durch die Doppelbelastung mit Erwerbstätigkeit und Arbeit in der Familie (Hausarbeit und Kinderbetreuung) bedingt.

Nehmen wir den Anteil der Erholungszeit (verbracht mit Freizeitaktivitäten) als globalen Indikator für zeitliche Belastung durch Arbeit – die «sonstigen Tätigkeiten» (darunter Körperpflege, Einkäufe, die nicht den täglichen Haushaltsbedarf betreffen, Arztbesuch, Unterwegssein) dürften eher Pflichten als Erholung betreffen –, so steht zweifelsfrei fest: erwerbstätigen Frauen bleibt für Erholung mit 41% der Zeit am wenigsten, ihren Ehemännern mit 52% am meisten. Sie haben also um 110 Minuten pro Tag weniger Zeit für Erholung als ihre Ehemänner, um 50 Minuten weniger als Hausfrauen (Wagner & Brandstätter, im Druck).

Obwohl erwerbstätige Frauen viel weniger Zeit für Familienarbeit (Hausarbeit und Kinderbetreuung) aufwenden als Hausfrauen (233 vs. 418 Minuten pro Tag), ist ihre Gesamtbelastung durch Arbeit im Vergleich zu den Hausfrauen, insbesondere aber im Vergleich zu ihren Ehemännern wesentlich größer. Das spricht sehr deutlich dafür, daß der Hauptgrund für das schlechte Befinden erwerbstätiger Ehefrauen in der Überlastung durch Erwerbs- und Hausarbeit zu sehen ist. Diese Erklärung gewinnt dann noch an Wahrscheinlichkeit, wenn die Daten die Vermutung nahelegen, daß einer der Gründe für das schlechtere Befinden der erwerbstätigen Frauen die geringe Bereitschaft ihrer Ehemänner ist, die Lasten der Hausarbeit mit ihnen zu teilen. Darauf nimmt Hypothese 2 Bezug.

Hypothese 2. Erwerbstätige Frauen fühlen sich bei der Hausarbeit um so besser, je mehr sie der Aus-

sage «Wir teilen uns die Hausarbeit» zustimmen und je mehr der Mann tatsächlich im Haushalt hilft. Die entsprechenden Korrelationen bei den Hausfrauen sind niedriger.

Wenn einer der Gründe für das schlechtere Befinden der erwerbstätigen Frauen die geringe Bereitschaft ihrer Ehemänner ist, die Lasten der Hausarbeit mit ihnen zu teilen, müßten sich jene berufstätigen Frauen bei der Hausarbeit noch am besten fühlen, die den Eindruck haben, daß ihre Männer bei der Hausarbeit mithelfen, und deren Männer auch tatsächlich mehr als üblich zupacken. Hausfrauen dürften weniger auf die Mitarbeit ihrer Männer im Haushalt angewiesen sein und weniger eine solche Mitarbeit erwarten, so daß die Korrelationen, auf die sich Hypothese 2 bezieht, niedriger ausfallen müßten.

Das Hausarbeitsbefinden berufstätiger Frauen korreliert schwach und statistisch nicht signifikant mit der Zustimmung des Mannes zur Aussage «Wir teilen uns die Hausarbeit» (Hausarbeit M) ($r = .29$) und mit dem tatsächlichen Zeitaufwand des Mannes für die Hausarbeit ($r = .30$). Sehr hoch ist die Korrelation ($r = .89$) mit dem Hausarbeitsbefinden des Mannes. Das Hausarbeitsbefinden von Hausfrauen korreliert dagegen nur mit der Ehezufriedenheit der Frau ($r = .30$) und mit der des Mannes ($r = .27$). Über das Ausmaß der Beteiligung des Mannes an der Hausarbeit (im Grad der Zustimmung zur Aussage «Wir teilen uns die Hausarbeit») sind sich übrigens die Ehepaare in beiden Gruppen ziemlich einig. Die Korrelationen betragen $r = .66$ bei den Erwerbsfrauen, $r = .76$ bei den Hausfrauen.

Hypothese 2 hat sich zwar hinsichtlich des Eindrucks der Frau («Wir teilen uns die Hausarbeit») von der Hausarbeitsbeteiligung des Mannes und hinsichtlich seiner tatsächlichen Beteiligung nur andeutungsweise bestätigt. Die hohe Korrelation zwischen den auf Hausarbeit bezogenen Befindensquotienten des Mannes und den entsprechenden Befindensquotienten der erwerbstätigen Frau spricht aber für die Bedeutung, die bereitwillige und daher mit Wohlbefinden verbundene Unterstützung des Mannes bei der Hausarbeit für die Frau hat.

Die Ehezufriedenheit (Fragebogen zur Ehezufriedenheit nach Olson & Porter, 1983) korreliert, wenn auch schwach, nur bei den Hausfrauen mit ihrem Hausarbeits-Zeitaufwand und Befinden bei der Hausarbeit ($r = .36$ und $r = .30$). Die entsprechenden Korrelationen bei den erwerbstätigen Frauen sind $r = -.02$ und $r = -.16$, ein (schwacher

und statistisch nicht signifikanter) Hinweis darauf, daß Hausarbeit für die Ehezufriedenheit von erwerbstätigen Frauen weniger bedeutet als für die Ehezufriedenheit von Hausfrauen.

Hypothese 3. Erwerbstätige Frauen fühlen sich deshalb schlechter bei der Arbeit als Männer, weil ihre beruflichen Positionen weniger Gestaltungs- und Entwicklungsmöglichkeiten bieten als die der Männer.

Zur Prüfung dieser Hypothese benötigt man einigermaßen objektive Tätigkeitsbeschreibungen, die – anders als dies bei den üblichen Fragebögen zur Arbeitszufriedenheit der Fall ist (z.B. Neuberger & Allerbeck, 1978) – möglichst wenig von der gefühlsmäßigen Bewertung des Arbeitsplatzes durch die unmittelbar betroffenen Stelleninhaber beeinflusst sind. Der von uns verwendete Tätigkeitsbeschreibungsbogen (Cleff, 1979) erfüllt diese Bedingung. Er verlangt Beschreibungen, nicht Bewertungen der Arbeit und wurde sowohl von den Stelleninhabern (den berufstätigen Untersuchungsteilnehmern) als auch von je zwei ihrer Kollegen, die nach dem Urteil der Probanden deren Arbeitsplatz gut kannten, beantwortet. Für die Hypothese 3 würde es sprechen, wenn jene Tätigkeitsmerkmale, die in der gesamten Stichprobe eher mit gutem Arbeitsbefinden verbunden sind, häufiger an den Arbeitsplätzen der Männer als an denen der Frauen anzutreffen wären⁵. Dies ist jedoch weder bei den Tätigkeitsmerkmalen der Fall, die bei den Männern, noch bei denen, die bei den Frauen mit positivem Arbeitsbefinden korrelieren.

Auch ein globaler Vergleich der beruflichen Positionen von Männern und Frauen führt hier nicht viel weiter. Zwei der 34 Männer sind Arbeiter (Befindensquotient BQ = .49); 15 zählen zu den Angestellten (BQ = .55), 11 zu den Beamten (BQ = .72), 4 zu den Lehrern, 1 zu den Sozialarbeitern (für Lehrer und den einen Sozialarbeiter zusammengefaßt ist BQ = .72); ein Teilnehmer ist freiberuflich tätig; keine der Frauen ist Arbeiterin oder freiberuflich tätig, 6 sind Angestellte (BQ = .47), 2 Beamtinnen (BQ = .58) und 4 Lehrerinnen, 1 Sozialarbeiterin und 1 Kindergärtnerin (für diese Gruppe N = 6 zu-

⁵ Daß diese Aussage nicht tautologisch ist, wie einer der Reviewer meinte, ergibt sich allein schon aus der Tatsache, daß sie empirisch widerlegt wurde. Häufigkeit einer Situation und Wohlbefinden bei Auftreten dieser Situation implizieren einander nicht.

sammengefaßt ist der Befindensquotient $BQ = .68$). Obwohl die hier wiedergegebenen Befindensquotienten, die sich auf die mit beruflichen Arbeitstätigkeiten verbrachten Zeiten beziehen, zwischen den Berufsgruppen unterschiedlich sind⁶, fühlen sich die Frauen im Durchschnitt in jeder Berufsgruppe schlechter als die Männer. Daraus folgt, daß die Erklärungshypothese 4 zumindest für unsere Stichprobe nicht aufrechtzuerhalten ist. Das Ergebnis der Prüfung der Hypothese 4 fällt im übrigen ähnlich aus, wenn man als Meßwert für das Befinden nicht den Befindensquotienten «Erwerbsarbeit» aus dem Tagebuch, sondern die global anhand des Fragebogens von Neuberger & Allerbeck (1978) beurteilte Arbeitszufriedenheit verwendet.

Hypothese 4: Das geringere Wohlbefinden der Ehepaare mit erwerbstätiger Frau ist die Folge einer stichprobenspezifischen Konstellation der Bildungsniveaus der Partner.⁷

In unserer Stichprobe finden sich überproportional viele Frauen mit Hochschulbildung. 36% (5 von 14) der erwerbstätigen Frauen und 20% (4 von 20) der Hausfrauen sind Akademikerinnen. Kein Unterschied besteht im jeweiligen Anteil der Frauen mit Bildungsstufe 1 (6 von 14 bzw. 9 von 20). Wie dem ausführlichen Projektbericht (Brandstätter & Wagner, 1989) zu entnehmen ist, liegt das durchschnittliche Bildungsniveau der erwerbstätigen Frauen bei 1.93, das ihrer Ehemänner bei 1.64. Im Gegensatz dazu ist das durchschnittliche Bildungsniveau der Hausfrauen 1.75 und das ihrer Ehemänner 1.85. Bei den E-Paaren (Frau nicht erwerbstätig) findet sich also die dem traditionellen Rollenverständnis entsprechende Überlegenheit des Mannes. Die Korrelation des Bildungsniveaus der Ehepartner ist auch bei den E-Paaren größer als bei den Z-Paaren (.92 vs. .46; vgl. Tabelle 1), das heißt, daß in den Z-Paaren manche Frauen hinsichtlich Bildung ihren Männern überlegen sind. Wegen des geringen Stichprobenumfangs sind diese Unterschiede zwar statistisch nicht signifikant; sie könnten aber doch dazu beigetragen haben, daß die Z-Part-

ner größere Schwierigkeiten hatten, ihre weniger kompatiblen Rollenerwartungen (stärker traditionelle Orientierung der Männer) aufeinander abzustimmen. Dies müßte letztlich das alltägliche Wohlbefinden beeinträchtigen und würde zugleich bedeuten, daß eine Verallgemeinerung auf andere Bildungskonstellationen problematisch wäre. Auch Barnett und Baruch (1985) fanden, daß Frauen mit höherer Bildung stärkere Rollenkonflikte erlebten. Allerdings ist hier daran zu erinnern, daß sich erwerbstätige Frauen in allen Berufsgruppen unserer Stichprobe schlechter fühlen als die Männer. Die besonderen Relationen der Bildungsniveaus der Z-Partner unserer Stichprobe sind daher keinesfalls eine hinreichende Erklärung des geringen Wohlbefindens der Z-Paare.

Hypothese 5: Hausfrauen fühlen sich durchschnittlich besser und würden sich auch bei gleichem Zeitaufwand für Arbeit besser fühlen als erwerbstätige Frauen, weil Hausarbeit und Kinderbetreuung im allgemeinen weniger belastend sind als die Erwerbsarbeit.

Unsere Daten, insbesondere die für die Charakterisierung des Befindens in Arbeitssituationen verwendeten Adjektive, würden nur Aussagen über das Erleben von Belastung, nicht über die hier allein relevanten, objektiv gegebenen Belastungsfaktoren ermöglichen (zur Unterscheidung von objektiver Belastung und subjektiver Beanspruchung vgl. Semmer & Udris, 1993). Psychologische und ergonomische Analysen der Hausarbeit (vgl. Arvey & Begalla, 1975; Resch, 1991, 1992) und Alltagserfahrung lassen aber vermuten, daß der Haushalt einer Familie relativ hohe und vielfältige Anforderungen stellt. Der Handlungsspielraum ist größer als bei den rein ausführenden Routinetätigkeiten in Produktion, Verwaltung und Verkauf, mit denen sich die Mehrheit der abhängig Beschäftigten begnügen muß. Die größere Freiheit in der Zeiteinteilung, die geringere Abhängigkeit von kritischer Leistungsbewertung durch Vorgesetzte und Kollegen sowie die größere Sicherheit des «Arbeitsplatzes» dürften dazu beitragen, daß sich Hausfrauen relativ wohlfühlen, wie die vorliegende Studie und eine frühere, auf Hausfrauen beschränkte Befindenstudie (Brandstätter, 1983; Brandstätter et al., 1984) zeigen.

Hypothese 6: Hausfrauen wollen entweder ihre mißliche, aber schwer veränderbare Lage aus

Selbstschutz nicht wahrhaben oder haben ihre Ansprüche reduziert und damit auch ihre Unzufriedenheit überwunden oder verdrängt. Erwerbstätige Frauen dagegen sind kritischer, anspruchsvoller und damit auch weniger leicht zufriedenzustellen, obwohl sie sich objektiv in einer günstigeren Lage befinden.

Empirisch ist eine derartige Vermutung schwer zu prüfen. Gleich plausibel wäre jedenfalls, daß Hausfrauen, von denen man heute gemeinhin erwartet, daß sie unglücklich sind und dies auch äußern, eher dazu neigen, ihr Unbehagen zu übertreiben, und daß berufstätige Frauen, ihrerseits der verbreiteten Meinung folgend, eher die Vorteile ihrer Lage betonen. Diese Verzerrungen der Erfahrungsberichte sind allerdings eher dann zu erwarten, wenn zur Datengewinnung die Methoden des Interviews oder traditionelle Fragebögen verwendet werden. Die oftmals wiederholten, ganz auf den jeweiligen Augenblick gerichteten Situations- und Erlebnisbeschreibungen des Zeitstichproben-Tagebuchs sind vertrauenswürdiger, wie Vergleiche von Tagebuch- mit Interviewdaten von Hausfrauen gezeigt haben (Brandstätter et al., 1984).

Wägt man die verschiedenen Erklärungsmöglichkeiten gegeneinander ab, spricht viel dafür, daß sich Hausfrauen tatsächlich besser fühlen als berufstätige Frauen, und daß sich diese vor allem wegen der doppelten Verantwortung (für Beruf und Haushalt) weniger gut fühlen. Im besonderen Maße gilt dies für ganztags beschäftigte Frauen: Das Arbeitsbefinden der erwerbstätigen Frauen ist um so schlechter, je mehr Zeit die Erwerbsarbeit beansprucht ($r = -.54$). Mit zunehmender zeitlicher Belastung durch Erwerbsarbeit vermindert sich das Wohlbefinden auch in den Zeiten, die mit Familienarbeit und mit Erholung zu Hause und außer Haus verbracht werden – wiederum ein Hinweis darauf, daß die Erfahrungen bei der Erwerbsarbeit auf das Befinden in der Familie ausstrahlen.

Segregation vs. Integration der Geschlechtsrollen als Bedingung erlebter Rollenkonflikte

Illich (1983) und andere Autoren soziologischer und kulturanthropologischer Orientierung vor ihm unterscheiden zwischen Gesellschaften, die auf Geschlechtsrollen-Segregation (gender role segregation) beruhen und solchen Gesellschaften – vor allem modernen – die implizit nach dem Prinzip der

Geschlechtsrollen-Integration (sex role integration) organisiert sind. Geschlechtsrollen-Segregation ist durch eine strikte Trennung von Orten, Zeiten, Gerätschaften und Pflichten gekennzeichnet, die Männern bzw. Frauen zukommen (vgl. Bourdieu, 1972, für anthropologische Beispiele). In diesen Gesellschaften stellen Familien eine dualistische soziale Struktur dar, in der Männer und Frauen in komplementären Welten leben und komplementäre Aufgaben erfüllen (Vergin 1985). Im Gegensatz dazu sind Familien mit Geschlechtsrollen-Integration durch sexuellen Wettbewerb gekennzeichnet, der vorgibt, ökonomische, politische, legistische und soziale Gleichheit zwischen Männern und Frauen herstellen zu können.

Obwohl sich Illich (1983) mehr auf langfristige gesellschaftliche und historische Prozesse bezieht, läßt sich das Modell auch auf das vorliegende Problem anwenden. Familien, in denen die Frau hauptsächlich die ungeteilte Hausfrauen- und Mutterrolle einnimmt, gleichen eher dem traditionellen rollensegregierten Modell, während Familien mit erwerbstätigen Frauen, zumindest dem Anspruch nach, dem rollenintegrierten Modell entsprechen. Hausfrauen werden sich in ihrem Bereich üblicherweise als kompetent und relativ autonom erleben, auch wenn Hausfrauenarbeit im allgemeinen gesellschaftlich geringer geachtet sein mag als außerhäusliche Erwerbsarbeit. Außer Haus arbeitende Ehefrauen stehen nach dem Rollenintegrations-Modell zumindest am Arbeitsmarkt und an der Arbeitsstelle in –idealerweise– egalitärem Wettbewerb mit den Männern. Mit dieser kompetitiven Gleichberechtigung in der Arbeit kontrastiert die Hausarbeit, die von ihrem Ehemann oft gefordert wird. Ihre Arbeitssituation zu Hause ist sehr weit von kompetitiver Gleichberechtigung entfernt, da die Frauen nach wie vor den Großteil der Hausarbeit erfüllen. Sie werden daher einen Widerspruch zwischen ihrer tatsächlichen Hausarbeitssituation und dem vorgeblichen Ideal einer rollenintegrierten Familie erleben, der durch den Vergleich von Erwerbsarbeits- und Hausarbeitssituation noch verstärkt wird. Daraus mag sich ein hohes Frustrationsniveau ergeben, das das signifikant schlechte Befinden berufstätiger Frauen zumindest mitbedingen kann.

Eine andere psychische Konsequenz derartiger Unterschiede in der Rollenstruktur ist, daß sich Ehemänner und -frauen in traditionellen segregierten Gesellschaften als emotional unabhängiger von-

⁶ Auch Barnett et al. (1993) berichten übereinstimmend für Frauen und Männer ihrer Fragebogenstudie mit berufstätigen Ehepaaren, daß Angst- und Depressionssymptome um so öfter genannt werden, je negativer die Qualität der Arbeit (hinsichtlich Handlungsspielraum, Lernmöglichkeiten, sozialer Beziehungen, Sicherheit und Einkommen) beurteilt wird.

⁷ Einen Hinweis darauf verdanken wir einem anonymen Reviewer.

einander erleben als Ehepartner in modernen geschlechtlich integrierten Gesellschaften (Wagner, Kirchler, Clack, Tekarslan & Verma, 1990). Überträgt man dieses Phänomen auf moderne Familien mit berufstätigen Frauen, dann kann man vermuten, daß die hohe emotional-affektive Abhängigkeit zwischen Männern und Frauen in betont integrierten Rollenstrukturen auch eine betont starke Übertragung des Befindens zwischen den Ehepartnern bedingt. Tatsächlich wurde in der vorliegenden Untersuchung ein bedeutendes Ausmaß an Stimmungsübertragung vor allem in Zweiverdiener-Familien gefunden.

Diese Interpretation legt nahe, daß mehrfache Rollenerfüllung nicht notwendigerweise zu erlebtem Konflikt führen muß. Nur dann, wenn sich zwei Rollen auf der *gesellschaftlichen Ebene* widersprechen und verschiedenen Rollenmodellen angehören, so wie einerseits die integrierten Erwerbsarbeitsrollen und andererseits die segregierten Hausarbeitsrollen von Mann und Frau, sollte Konflikt erlebt werden. Wären alle Inhaber von mehreren Rollen durch Rollenkonflikte betroffen, dann ließe sich nicht verstehen, warum z.B. ein kompetitiv-rationaler Manager in seiner – traditionell rollensegregierten – Familie zu einem zufriedenen und gefühlvollen Vater mutieren kann. In diesem wahrscheinlich gar nicht so fiktiven Beispiel des Managers und Vaters entsprechen sowohl seine Berufsrolle als auch seine häusliche Rolle einem segregierten Geschlechtsrollenbild. Dadurch widerspricht kein Lebensbereich dem anderen.

Ähnliche Zufriedenheit könnten Ehepaare in einer egalitären Partnerschaft erleben, in der die Rollenintegration von Mann und Frau gleichermaßen im Berufs- wie im Familienleben realisiert ist (vgl. Gray-Little & Burks, 1983).

Schlußbemerkung

In der vorliegenden Studie kam es bei aller Bemühung um eine möglichst repräsentative Auswahl von Ein- und Zweiverdienerhepaaren nicht primär auf statistische Repräsentativität der untersuchten Personen, sondern auf Repräsentativität der von den Untersuchungsteilnehmern berichteten Alltagserfahrungen an, die mit dem hier verwendeten Befindenstagebuch viel besser als mit traditionellen Fragebögen und Interviews erreicht wird.

Die Daten von nahezu 7000 Momentaufnahmen

14 verschiedener Aspekte konkreter Lebenssituationen spiegeln wider, wie österreichische Ehepaare der Mittelschicht ihre Zeit verbringen und wie sie sich bei den verschiedenen Arten von Tätigkeiten am Arbeitsplatz und zu Hause fühlen. Differenzierte statistische Analysen dieser Daten erlauben Antworten auf wichtige Fragen, die mit den üblichen Methoden empirischer Sozialforschung kaum zugänglich sind.

Eindeutig zeigen die Ergebnisse der Studie, daß berufstätige Ehefrauen übermäßig belastet sind und daß diese Belastung nicht nur ihr eigenes Wohlbefinden, sondern auch das ihrer Ehepartner deutlich beeinträchtigt. Es war leider nicht möglich, die Kinder in die Untersuchung einzubeziehen. Daß sich Belastung und Unbehagen berufstätiger Ehefrauen auch auf ihre Kinder auswirken, wird man aber kaum bezweifeln können. Wie diese ungebührliche Belastung verringert werden kann, ob durch Verminderung des Zeitaufwands für Erwerbsarbeit beider Partner oder durch vermehrtes Engagement des Ehemannes in der Sorge für Haushalt und Familie, wäre ein vorrangig zu lösendes Problem für jedes betroffene Ehepaar. Darüber hinaus ist hier aber auch der Ansatzpunkt für familien- und sozialpolitische Maßnahmen.

Die berichteten Unterschiede zwischen den Teilgruppen und die aufgewiesenen Zusammenhänge zwischen den Variablen wurden dadurch geklärt und abgesichert, daß sie im Kontext der übrigen Befunde und auf dem Hintergrund des verfügbaren theoretischen Wissens betrachtet und überprüft wurden. Trotzdem ist wegen des geringen Stichprobenumfangs das Risiko noch relativ groß, daß der eine oder andere Befund zufallsbedingt ist und daher in weiteren Untersuchungen nicht oder nicht in dieser Deutlichkeit bestätigt werden kann. Außerdem könnte sich herausstellen, daß manche Ergebnisse unserer Studie nur für die in unserer Stichprobe realisierte Konstellation der Bildungsniveaus und der damit verbundenen Rollendifferenzierungen der Ehepartner gelten. Wenn in diesem Bericht verallgemeinernde Interpretationen der Ergebnisse versucht wurden, so immer unter dem Vorbehalt, daß sie durch weitere Studien mit dem Befindenstagebuch und mit konventionellen Methoden der Befragung bestätigt werden.

Literatur

- Arvey, R. & Begalla, M. E. (1975). Analyzing the homemaker job using the Position Analysis Questionnaire (PAQ). *Journal of Applied Psychology*, 60, 513–517.
- Barnett, R.C., & Baruch, G.K. (1985). Women's involvement in multiple roles, role strain, and psychological distress. *Journal of Personality and Social Psychology*, 49, 135–145.
- Barnett, R. C., Marshall, N. L. & Singer, J. D. (1992). Job experiences over time, multiple roles, and women's mental health: A longitudinal study. *Journal of Personality and Social Psychology*, 62, 634 – 644.
- Barnett, R. C., Marshall, N. L., Raudenbush, S. W. & Brennan, R. T. (1993). Gender and the relationship between job experiences and psychological distress: A study of dual-earner couples. *Journal of Personality and Social Psychology*, 64, 794 – 806.
- Baruch, G.K., & Barnett, R. (1986a). Consequences of fathers' participation in family work: parents' role strain and well-being. *Journal of Personality and Social Psychology*, 51, 983–992.
- Baruch, G.K., & Barnett, R. (1986b). Role quality, multiple role involvement, and psychological well-being in midlife women. *Journal of Personality and Social Psychology*, 51, 578–585.
- Bertram, H., & Bayer, H. (1984). Berufsorientierung erwerbstätiger Mütter. Zu Struktur und Einstellungswandel mütterlicher Berufstätigkeit. München: Deutsches Jugend-Institut.
- Beutell, N.J., & Greenhaus, J.H. (1983). Integration of home and nonhome roles: women's conflict and coping behaviour. *Journal of Applied Psychology*, 68, 43–48.
- Bourdieu, P. (1972). *Esquisse d'une théorie de la pratique*. Genève: Droz.
- Brandstätter, H. (1977). Wohlbefinden und Unbehagen. Entwurf eines Verfahrens zur Messung situationsabhängiger Stimmungen. In W. H. Tack (Hrsg.), Bericht über den 30. Kongreß der DGfPs in Regensburg 1976. Göttingen: Hogrefe.
- Brandstätter, H. (1983). Emotional responses to other persons in everyday life situations. *Journal of Personality and Social Psychology*, 45, 871–883.
- Brandstätter, H. (in press). Pleasure of leisure – pleasure of work. Personality makes the difference. *Personality and Individual Differences*.
- Brandstätter, H., Barthel, E. & Fünfsgelt, V. (1984). Beruf «Hausfrau». Eine psychologische Studie mit dem Zeitstichprobentagebuch. In Blum, R. & Steiner, M. (Hrsg.), Aktuelle Probleme der Marktwirtschaft aus einzel- und gesamtwirtschaftlicher Sicht (S. 407–431). Berlin: Duncker & Humblot.
- Brandstätter, H., Kirchler, E. & Wagner, W. (1987). Rücksichtnahme und Betroffenheit von Ehepartnern in Konfliktsituationen. In H. Todd (Hrsg.), Sozialwissenschaftliche Probleme der Familie (S. 147 – 161). Berlin: Duncker & Humblot.
- Brandstätter, H. & Wagner, W. (1989). Forschungsbericht «Alltagserfahrung berufstätiger Ehepaare». Unveröffentlichtes Manuskript, Universität Linz.
- Budescu, D. V. (1984). Tests of lagged dominance in sequential dyadic interaction. *Psychological Bulletin*, 96, 402 – 414.
- Cleff, S.H. (1979). Das Cleff Job Matching System. In G. Reber (Hrsg.), Personalinformationssysteme (S. 372–396). Stuttgart: Poeschel.
- Cohen, J.E. (1960). A coefficient of agreement for nominal scales. *Educational and Psychological Measurement*, 20, 37–46.
- Crompton, R., Hantrais, L., & Walters, P. (1990). Gender relations and employment. *British Journal of Sociology*, 41, 329–348.
- Csikszentmihalyi, M. & Larson, R. (1987). Validity and reliability of the experience-sampling method. *The Journal of Nervous and Mental Disease*, 175, 526 – 536.
- Cyba, E. (1987). Arbeitsbedingungen und berufliche Wertorientierungen. In Haller, M. & Holm, K. (Hrsg.), Werthaltungen und Lebensformen in Österreich. München: Oldenbourg.
- Evans, P., & Bartolomé, F. (1984). The changing pictures of the relationship between career and family. *Journal of Occupational Behaviour*, 5, 9–21.
- Faunce, W.A., & Dubin, R. (1975). Individual investment in working and living. In L.E. Davis & A.B. Cherns (Eds.), *The Quality of Working Life*, Vol. 1. New York: Free Press.
- Gould, S., & Werbel, J.D. (1983). Work involvement: a comparison of dual wage earner and single wage earner families. *Journal of Applied Psychology*, 6, 313–319.
- Gray-Little, B., & Burks, N. (1983). Power and satisfaction in marriage: a review and critique. *Psychological Bulletin*, 93, 513–538.
- Gutek, B.A., Nakamura, C.Y. & Nieva, V.F. (1981). The interdependence of work and family roles. *Journal of Occupational Behaviour*, 2, 1–16.
- Haring, M.J., & Stock, W.A. (1984). A research synthesis of gender and social class as correlates of subjective well-being. *Human Relations*, 37, 645–657.
- Hirsch, B.J., & Rapkin, B.D. (1986). Multiple roles, social networks, and women's well-being. *Journal of Personality and Social Psychology*, 51, 1237–1247.
- Höpflinger, F., Charles, M., & Debrunner, A. (1991). Familienleben und Berufsarbeit. Zürich: Seismo.
- Hormuth, S. E. (1986). The time sampling of experience in situ. *Journal of Personality*, 54, 262 – 293.
- Hubert, L. (1977). Kappa revisited. *Psychological Bulletin*, 84, 289 – 297.
- Illich, I. (1983). *Genus – Zu einer historischen Kritik der Gleichheit*. Reinbek: Rowohlt.
- Jackson, S.E., & Maslach, C. (1982). After-effects of job-related stress: families as victims. *Journal of Occupational Behaviour*, 3, 63–77.
- Kantor, D., & Lehr, W. (1975). *Inside the Family*. San Francisco: Jossey Bass.
- Kessler, R., & McRae, J. (1981). Trends in the relationship between sex and psychological distresses: 1957–1976. *American Sociological Review*, 46, 443–452.
- Kessler, R., & McRae, J. (1982). The effects of wives' employment on the mental health of men and women. *American Sociological Review*, 47, 216–227.
- Kirchler, E. (1988). Marital happiness and interaction in everyday surroundings: a time-sample diary approach for couples. *Journal of Social and Personal Relationships*, 5, 375–382.
- Levine, D. I. (1993). The effect of non-traditional attitudes on married women's labor supply. *Journal of Economic Psychology*, 14, 665–679.
- Neuberger, O. & Allerbeck, M. (1978). *Messung und Analyse von Arbeitszufriedenheit*. Bern: Huber.
- Olson, D. H. & Porter, J. (1983). Family adaptability and cohesion evaluation scales. In E. E. Filsinger (Ed.), *Marriage and family assessment. A sourcebook of family therapy*. Beverly Hills: Sage.
- Papula, V. (1988). *Statistische Analyse dyadischer Interaktion*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Linz.
- Pond III, S.B., & Green, S.B. (1983). The relationship between job and marriage satisfaction within and between spouses. *Journal of Occupational Behaviour*, 4, 145–155.
- Resch, M. G. (1992). Arbeitspsychologische Untersuchungen von Hausarbeit. *Hauswirtschaft und Wissenschaft*, 5, 208–215.
- Resch, M. G. (1991). *Haushalt und Familie*. Bern: Huber.

- Ruble, D.N., Fleming, A.S., Hackel, L.S., & Stangor, C. (1988). Changes in the marital relationship during the transition to first time motherhood: effects of violated expectations concerning division of household labor. *Journal of Personality and Social Psychology*, 55, 78–87.
- Schneewind, K. A., Schröder, G. & Cattell, R. B. (1983). *Der 16-Persönlichkeits-Faktoren-Test-16PF*. Bern: Huber.
- Schwarzer, R. & Leppin, A. (1988). Sozialer Rückhalt und Gesundheit. Eine Meta-Analyse. Göttingen: Hogrefe.
- Semmer, N., & Udris, I. (1993). Bedeutung und Wirkung von Arbeit. In H. Schuler (Hrsg.), *Lehrbuch Organisationspsychologie* (S.133 – 165). Bern: Huber.
- Staines, G.L., Pottick, K.J., & Fudge, A.D.A. (1986). Wive's employment and husbands' attitudes toward work and life. *Journal of Applied Psychology*, 71, 118–128.
- Suchet, M., & Barling, J. (1986). Employed mothers: interrole conflict, spouse support and marital functioning. *Journal of Occupational Behaviour*, 7, 167–178.
- Vergin, N. (1985). Social change and the family in Turkey. *Current Anthropology*, 26, 571–574.
- Wagner, W. & Brandstätter, H. (im Druck). Doppelte Erwerbsarbeit in Familien und innerfamiliäre Arbeitsteilung. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*.
- Wagner, W., Kirchler, E., & Brandstätter, H. (1984). Marital relationships and purchasing decisions: To buy or not to buy, that is the question. *Journal of Economic Psychology*, 5, 139–157.
- Wagner, W., Kirchler, E., Clack, F., Tekarslan, E. & Verma, J. (1990). Male dominance, role segregation, and spouses' interdependence in conflict: A cross-cultural study. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 21, 48–70.
- Wampold, B. C. (1984). Tests of dominance in sequential categorical data. *Psychological Bulletin*, 96, 424–429.
- Warr, P. & Parry, G. (1982). Paid employment and women's psychological well-being. *Psychological Bulletin*, 91, 498–516.
- Watson, D. & Clark, L. A. (1984). Negative affectivity: The disposition to experience aversive emotional states. *Psychological Bulletin*, 96, 465–490.



Prof. Dr. Hermann Brandstätter und Univ. Doz. Dr. Wolfgang Wagner, Institut für Pädagogik und Psychologie, Universität Linz, A-4040 Linz, Österreich

Need for Cognition: Eine Skala zur Erfassung von Engagement und Freude bei Denkaufgaben*

Need for cognition: A scale measuring engagement and happiness in cognitive tasks

HERBERT BLESS, MICHAELA WÄNKE, GERD BOHNER, ROLAND F. FELLHAUER UND NORBERT SCHWARZ

Universität Heidelberg, Universität Mannheim, University of Michigan, Ann Arbor

Ein Fragebogen zur Erfassung individueller Differenzen im Engagement und der Freude bei Denkaufgaben wird vorgestellt. Die Skala stellt eine Übersetzung der «Need for Cognition» (NFC)-Skala dar, die von Cacioppo & Petty (1982) für den anglo-amerikanischen Sprachbereich entwickelt wurde. Die deutsche Version der NFC-Skala erlaubt eine ökonomische Durchführung und weist gute Skalenskennwerte auf. Darüber hinaus erwies sich die Skala auch im Rahmen einer experimentellen Validierung als geeignet, zwischen Personen mit hohem versus geringem Ausmaß an «Need for Cognition» zu differenzieren. Im Zuge des verstärkten Interesses an kognitiven Prozessen bietet sie die Möglichkeit, neben situativ bedingten auch dispositional bedingte Variationen in der Intensität der kognitiven Verarbeitung und deren Auswirkungen auf soziales Urteilen und Verhalten zu untersuchen.

The present paper provides a translation of the "need for cognition" scale, originally presented by Cacioppo & Petty (1982). As the original the German version allows an efficient assessment of individuals' tendency to engage in and enjoy thinking. In addition to good psychometric parameters, an experimental validation demonstrates its external validity. Thus, the scale allows to investigate dispositional differences in the intensity of cognitive processing, and its impact on social judgment and behavior.

Die sozialpsychologische Forschung entwickelt mit dem zunehmenden Einfluß des Paradigmas der Informationsverarbeitung (Strack, 1988) ein verstärktes Interesse an den kognitiven Prozessen, die menschlichen Entscheidungen und dem Verhalten in sozialen Situationen zugrundeliegen. Dabei zeigte sich u. a., daß soziales Verhalten auch stark davon abhängt, wie intensiv über (soziale) Situationen nachgedacht wird. Diese Beobachtungen führten u. a. zur Entwicklung von Modellen, in denen eine heuristische, vereinfachende Verarbeitung einer aufwendigeren, detail-orientierten Informationsverarbeitung gegenübergestellt wird. In Abhängigkeit von dem Ausmaß der kognitiven Verarbeitung lassen sich aus diesen Modellen unterschiedliche Vorhersagen hinsichtlich der Art der kognitiven Prozesse und deren Auswirkungen auf soziales Urteilen und Verhalten ableiten. Solche Modelle liegen mittlerweile für verschiedene traditionelle Be-

reiche der Sozialpsychologie vor, so z. B. zur Einstellungsänderung (Petty & Cacioppo, 1986), zur Personenwahrnehmung (Brewer, 1988; Fiske & Neuberg, 1990) oder zur Bedeutung von Vorurteilen (Devine, 1989). Ein zentrales Element dieser Modelle, der Aufwand des Individuums bei der Informationsverarbeitung, erwies sich als stark abhängig von situativen Merkmalen, wie z. B. der Selbstrelevanz von Inhalten bei Beeinflussungsversuchen (Petty & Cacioppo, 1986), Eigenschaften der Zielperson bei der Personenbeurteilung (Brewer, 1988), Belastungen des kognitiven Systems durch andere Aufgaben (Gilbert et al., 1988) oder temporäre emotionale Zustände des Individuums (Fiedler, 1988; Isen, 1987; Schwarz, 1990; Schwarz & Bless, 1991; Schwarz, Bless & Böhner, 1991).

Neben solchen situativen Merkmalen wurde auch nach überdauernden Persönlichkeitseigenschaften gesucht, die eine Differenzierung zwischen Personen erlauben, die mehr oder weniger intensiv über (soziale) Informationen nachdenken (Cacioppo & Petty, 1982). Zwar konnte dabei schon auf frühe Konzeptualisierungen eines solchen Konstrukts zurückgegriffen werden (insbesondere Cohen, Stotland & Wolfe, 1955; Cohen, 1957; aber auch Asch,

* Die berichteten Untersuchungen wurden unterstützt durch Mittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Rahmen des Forschungsprojektes «Kognitive und affektive Prozesse bei der Urteilsbildung» (Str 264/4 an F. Strack & N. Schwarz) und «Subjektive Erfahrung» (Schw 278/2 an N. Schwarz, H. Bless & G. Böhner).